



universität  
wien

# Diplomarbeit

**Titel der Diplomarbeit**

## **Ein ernster Spielplatz der Männlichkeit**

Ethnologische Analyse über Fußball

Verfasser

Stefan Heißenberger

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer

o. Univ.-Prof. Dr. Andre Gingrich

Ich versichere, dass ich diese Diplomarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt, sowie alle wörtlich oder sinngemäß übernommenen Stellen in der Arbeit gekennzeichnet habe. Ich versichere, dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe

Wien, am 27. November 2008

# Inhaltsverzeichnis

## Teil1: Vorüberlegungen, Konzepte, Theorien, Methoden

Danksagung .....	III
1. Einleitung .....	2
1.1 Prolog .....	2
1.2 Einführung in das Thema .....	4
1.3 Ethnologie und Fußball .....	9
1.3.1 Eduardo Archetti .....	9
1.3.2 Christian Bromberger .....	12
1.3.3 Almut Sülzle .....	14
1.4 Persönlicher Zugang .....	18
1.5 Aufbau .....	19
2. Männlichkeit und Theorie .....	21
3. Methoden .....	27
3.1 Anthropology at home .....	29
3.2 Feldforschungsablauf .....	31
3.3 Erhebung .....	32
3.3.1 Die teilnehmende Beobachtung – mittendrin statt nur dabei .....	32
3.3.2 Qualitatives Interview .....	35
3.3.2.1 Leitfadeninterview .....	37
3.3.2.2 Narratives Interview .....	39
3.3.2.3 Ethnographisches Interview .....	41
3.4 Auswertung .....	42
3.4.1 Globalauswertung .....	42
3.4.2 Offenes Kodieren .....	42
3.4.3 Axiales Kodieren .....	43

## Teil 2: Empirie

4. Die Säulen der Männlichkeit im Fußball .....	45
4.1 Leistung .....	46
4.2 Heterosexualität .....	52

4.3 Abgrenzung ...	57
4.3.1 ... gegenüber dem Gegner.....	57
4.3.1 ... gegenüber schwulen Männern - „Weil gute Fußballer nicht schwul sind!“ .....	61
4.3.1.1 Über einen vermeintlich schwulen Fußballer „Um Gottes Willen, das kannst du ja nicht tun, als Fußballer!“ .....	62
4.3.1.2 Homophobie in den beforschten Teams.....	65
4.3.1.3 Exkurs: Männerbund Fußball und homosoziales Begehren.....	74
4.3.2 ... gegenüber Frauen .....	77
4.3.2.1 Frauenfußball .....	80
4.3.2.2 Trainerinnen.....	83
4.3.2.3 Schiedsrichterinnen.....	84
4.4 Inszenierung.....	86
4.5 Entgrenzung .....	105
5. Die Einstandsfeier .....	119

### **Teil 3: Schluss**

6. Conclusio.....	131
6.1 Resümee .....	131
6.2 Wissenschaftlicher Ausblick .....	139
6.2 Wege zu einem Homosexuellen freundlicheren Fußball.....	141
Bibliographie.....	147

## Danksagung

Die Entstehungsgeschichte dieser wissenschaftlichen Arbeit – und wahrscheinlich die vieler anderer auch – war begleitet von Erkenntnisinteresse, Motivation, Inspiration und sozialpolitischem Interesse; auch Mühsal und Niedergeschlagenheit gesellten sich auf den Weg hinzu. Die folgenden Zeilen sind nun all denen gewidmet, die mich auf die eine oder andere Weise unterstützt haben.

Im herausragenden Ethnologen und Fußballfan (Austria Wien) o. Univ.-Prof. Dr. Andre Gingrich habe ich einen idealen Betreuer für meine Diplomarbeit gefunden. Seine fachliche und leidenschaftliche Herangehensweise an die Wissenschaft im Allgemeinen und an mein Forschungsfeld im Speziellen hat mich nachhaltig beeindruckt. Durch seine konstruktiven Anregungen – weil kompetent und kritisch – bot er mir einen Rahmen, in welchem ich meine Fragestellung(en) schärfen und weiter verfolgen konnte. Darüber hinaus ist ihm in praktischer Hinsicht vor allem für die stetig schnelle Erledigung meiner Anliegen zu danken.

Der größtmögliche Dank gebührt meiner Partnerin Viola<sup>1</sup> Mark. Sie hat mich in jeder nur erdenklichen Art und Weise unterstützt. Ihr intelligentes, offenes und hilfsbereites Wesen war mir eine große Stütze. Ihre kritischen Anmerkungen in unseren selbstreflexiven Gesprächen haben mich von so mancher „Betriebsblindheit“ frei gemacht.

Ohne die große Unterstützung meiner Eltern wäre es mir nicht möglich gewesen, überhaupt in Wien, fernab der Heimat, zu studieren. Umso dankbarer bin ich ihnen für ihr in mich gesetztes Vertrauen, nachdem meine Schulzeit durchaus als problematisch zu bezeichnen war.

---

<sup>1</sup> Die etymologische Verwandtschaft zwischen Viola und dem Lieblingsverein meines Betreuers - den „Violetten“ (Austria Wien) – deutete ich von Beginn an vorsichtig als gutes Zeichen.

Nina Töchterle unterstützte mich auf vielfältige Weise. Ihr Lektorat dieser Arbeit bedeutete einen nicht unwesentlichen Arbeitsaufwand. Ihre geistreichen Kommentare – v.a. zu Homosexualität und „Spielerfrauen“ – hatten großen Einfluss auf meine inhaltliche Auseinandersetzung.

Ohne Mag.<sup>a</sup> Herta Nöbauer wäre diese Diplomarbeit nicht entstanden. Ihre Lehrveranstaltung „Vom ‚unmarkierten‘ Geschlecht: Männer, Männlichkeit, Maskulinität“ begeisterte mich für die Masculinity Studies. Die daran anschließende Seminararbeit bildete den inhaltlichen Ausgangspunkt für diese Diplomarbeit. In anregenden Unterhaltungen hat sie mich in meinem Interesse bestärkt und mich mit wichtigen AutorInnen vertraut gemacht.

Dr. Georg Spitaler hat mich durch sein Interesse an einer empirischen Arbeit zum Thema Fußball und durch unser inspirierendes Gespräch ermutigt. Dr.<sup>in</sup> Bettina Rulofs danke ich für den Hinweis auf die Bedeutung von Gewalt im Sport. Weiters möchte ich mich bei Alexander Holzknicht, Mag.<sup>a</sup> Nadine Kappacher und Dr.<sup>in</sup> Marlen Bidwell-Steiner bedanken.

Zu guter letzt gilt mein großer Dank den von mir untersuchten Fußballmannschaften. Ohne sie wäre diese Arbeit im wahrsten Sinne nicht möglich gewesen. Sie haben mir aber auch durch ihr offenes Entgegenkommen den Forschungsprozess ungemein erleichtert.

Aber nicht nur Menschen tragen zum Gelingen einer wissenschaftlichen Arbeit bei. Auch der Schaffensort ist dabei entscheidend. Nahezu 100 Prozent meiner Textproduktion entstand in der Hauptbücherei Wien und im Cafe *wirr*. Ihr offener Geist atmet durch meine Diplomarbeit.

**Teil 1:**  
**Vorüberlegungen, Konzepte, Theo-**  
**rien, Methoden**

# 1. Einleitung

## 1.1 Prolog

*Ich mache nie Voraussagen, und werde das auch niemals tun.*<sup>2</sup>

Paul Gascoigne<sup>3</sup>

Europameisterschaft in England. 11. Juni 1996. Kroatien vs. Türkei. Erstes Gruppenspiel. 86. Minute. Spielstand 0:0. Der Kroatie Goran Vlaovic enteilt Alpay Özalan und läuft alleine auf das türkische Tor zu. Alpay sprintet ihm hinterher. Er könnte ihn foulern und damit das Tor verhindern. Stattdessen versucht er, Vlaovic mit fairen Mitteln zu stoppen. Es misslingt. Der Kroatie erzielt den 1:0 Führungstreffer. Es fallen keine weiteren Tore. Der Türkei gelingt auch in den folgenden beiden Spielen kein Punktegewinn und scheidet aus. Der Sündenbock steht fest.

Dieser Tag wird im Leben des Fußballers Alpay noch lange eine Rolle spielen. International erntete er für dieses faire Verhalten Anerkennung, was unter anderem im Fair Play Preis des europäischen Fußballverbandes UEFA seinen Ausdruck fand. Auf nationaler Ebene hagelte es heftige Kritik. Der Nationaltrainer der Türkei, Fatih Terim, äußerte sich folgendermaßen dazu: „Ich hätte ihm eine Prämie gegeben, wenn er gefoult hätte und vom Platz geflogen wäre“<sup>4</sup>. Die türkischen Medien wetteiferten darum, wer die pointierteste Kritik anbringen konnte. So wurde er als Weichei<sup>5</sup> beschimpft und man warf ihm mangelnde Professionalität vor (Pilz 1999: 8). Alpay gab an, sich nie über den Fair-Play-Preis gefreut zu haben<sup>6</sup>.

---

<sup>2</sup> <http://www.joerg-bennowitz.de/Seiten/spruechespieler.html>, Zugriff am 4. April 2008

<sup>3</sup> Ehemaliger englischer Fußballspieler.

<sup>4</sup> <http://www.berlinonline.de/berliner-Zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2002/0605/sport/0065/index.html>, Zugriff am 4. April 2008

<sup>5</sup> <http://www.nzz.ch/2005/12/06/sp/articleDDXG3.html>, Zugriff am 4. April 2008

<sup>6</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Alpay\\_%C3%96zalan](http://de.wikipedia.org/wiki/Alpay_%C3%96zalan), Zugriff am 4. April 2008



Die Geschichte dürfte tiefe Spuren bei Alpay hinterlassen haben<sup>7</sup>. Von diesem Zeitpunkt an fiel er durch wiederholt „männliches“ Verhalten auf. Bei der Europameisterschaft 2000 schlug er einem portugiesischen Gegenspieler mit der Faust ins Gesicht, im EM-Qualifikationsspiel 2003 gegen England verhöhnnte er David Beckham nach dessen verschossenem Elfmeter, anschließend folgte eine Prügelei im Spielertunnel<sup>8</sup>. Im WM-Qualifikationsspiel 2006 gegen die Schweiz war er einer der Hauptakteure bei den Ausschreitungen, die nach dem Schlusspfiff (die Türkei verpasste die WM) ihren Lauf nahmen und kurze Zeit darauf schlug er im Dress des 1. FC Köln einem Gegenspieler den Ellbogen ins Gesicht.

---

<sup>7</sup> Es ist anzumerken, dass ich den Werdegang Alpays nur durch die Medien mit verfolgt habe.

<sup>8</sup> Überdachter Weg zwischen Kabine und Spielfeld.

## 1.2 Einführung in das Thema

Der „Fall Alpay“ spiegelt meines Erachtens recht deutlich einige Elemente wider, um die es bei Männlichkeit und Fußball als Forschungsgegenstand gehen kann. Es finden sich hier Bereiche von idealer Männlichkeit und wie diese an ein normatives Verhalten gekoppelt sind. Er zeigt Mechanismen, wie diese hergestellt werden soll (durch mannschaftsinternen Druck und Medien), legitimierte Gewalt (das Foul als integraler Bestandteil des Spiels) oder das (inszenierte) Zurechtrücken angeschlagener Männlichkeit. Daran anlehnend lässt sich mit den Anthropologinnen Andrea Cornwall und Nancy Lindisfarne fragen: “When a man is exhorted to ‚be a man‘, what does this entail?” (1994a: 12).

„Na und? Ist halt so beim Fußball. Das gehört zum Spiel“ hat mir unlängst jemand in einer Diskussion darüber gesagt; einige LeserInnen werden vielleicht ebenso denken. Kritische Wissenschaft muss aber genau hier einhaken: Warum ist das so? Warum wird Gewalt hier unverhohlener ausgelebt als in den meisten anderen gesellschaftlichen Bereichen?<sup>9</sup> Was daran ist männlich? Und weiter: Warum gibt es keinen als schwul geouteten Fußballer? Wieso ist Sexismus im Fußball Allgemeingut? Aber auch: Warum küssen, streicheln und umarmen, ja gar weinen Männer zusammen beim Fußball? Auf einer abstrahierten Ebene formuliert: Wie konstituiert sich Männlichkeit im Fußball?

Um diese Fragen und einiges mehr wird es auch in der vorliegenden Arbeit gehen, die auf einer empirischen Studie bei zwei Männer-Amateur-Mannschaften beruht.

Allerdings verlassen wir nun die große internationale Fußballbühne und begeben uns in die Niederungen des österreichischen Amateurfußballs. Vor ein paar Jahren war ich in Madrid und sah den Millionenstars von Real beim aufwärmen

---

<sup>9</sup> Wenn man an Hooligans denkt wird diese Frage noch frappanter.

zu. Ich sah, wie sie sich freuten und lachten als Guti einen Beinschuss<sup>10</sup> bekam. Einige Zeit später beobachtete ich marokkanische Buben auf einem Sandplatz in Essaouira/Marokko, die ebenfalls lachten als einer von ihnen einen Beinschuss bekam. Ich kam zur Einsicht, dass Fußball grundsätzlich überall gleich ist, obwohl es doch bedeutende Unterschiede gibt. Davon gehe ich hier als Prämisse aus. Die Unterschiede machen sich u. a. in der medialen Aufmerksamkeit, den wirtschaftlichen Zahlen oder den tausenden ZuschauerInnen (samt Hooligans) im Stadion bemerkbar. Beim Profifußball sind die Druckmechanismen jedoch unvergleichlich höher. Dies schafft zum einen eine Belastung für die Spieler, zum anderen eröffnen sie aber auch Freiräume. Ein David Beckham wäre vor ein paar Jahren im Amateurfußball undenkbar gewesen. Als millionenschwerer hundertfacher englischer Nationalspieler, mit einer glamourösen Pop-Diva als Ehefrau, ist seine Männlichkeit soweit geerdet, dass er die engen sozialen Grenzen überschreiten kann ohne schwerwiegende Sanktionen erwarten zu müssen.

Was interessiert mich nun aber am österreichischen Amateurfußball, noch dazu in Zeiten, da dieser darniederliegt? Welche soziale Relevanz hat eine ethnologische Studie über Männlichkeit im Fußball? Um diese zu erklären bedarf es nur eines nüchternen Blickes auf die Zahlen der Studie *Fußball in Österreich* vom Institut für Höhere Studien (vgl. Felderer et al. 2005: 41-42):

- in Österreich spielen 592.375 FußballerInnen aktiv in einem Verein; davon 370.828 Erwachsene (363.929 Männer und 6.899 Frauen) und 221.547 Kinder und Jugendliche (216.745 Buben und 4.802 Mädchen)
- 7,4 Prozent der österreichischen Bevölkerung spielen vereinsmäßig Fußball
- 15,5 Prozent der österreichischen Bevölkerung zwischen fünf und 39 Jahren spielen in einem Verein
- jeder dritte männliche Jugendliche ist in Österreich in einem Fußballverein gemeldet

---

<sup>10</sup>Auch Tunnel (Deutschland), Gurkerl (Wien) und Gurke (Tirol) genannt.

- insgesamt gibt es 2.211 Fußballvereine in Österreich

Wenn man sich vor Augen hält, dass jeder dritte männliche Jugendliche organisiert Fußball spielt, dann ist der Verein als prägender Sozialisationsort nicht hoch genug einzuschätzen – wie auch die AutorInnen von *Fußball in Österreich* herausstreichen:

„Die Trainer versuchen sehr häufig auch gesellschaftrelevante Verhaltensregeln und -muster zu vermitteln, so dass der Fußballer/die Fußballerin eine umfassende, persönlichkeitsbildende Weiterbildung erlangen kann. [...] Sport unterstützt die Jugendlichen darüber hinaus bei der Werteentwicklung, bei der Entwicklung von Lebenszielen, bei der Akzeptanz des eigenen Körpers und beim Aufbau eines Freundeskreises. [...] So können beispielsweise durch Mannschaftssport Kommunikations- und Konfliktfähigkeiten, Widerstand gegen Gruppendruck und Verantwortungsbewusstsein gefördert werden. [...] Obwohl der Sport ein nicht zu unterschätzendes Potenzial für die Entwicklung von persönlichen Kompetenzen und des Selbstbewusstseins aufweist, birgt er auch Gefahren. [...] Werden schlechte Erfahrungen und Niederlagen zu häufig erlebt, so untergräbt dies das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen. Werden die eigenen Leistungen als ungenügend wahrgenommen, so führt [dies] zu Verunsicherungen und einem niedrigen Selbstbewusstsein.“ (ebd.: 34-36)

Vereinssport hat eine große soziale Bedeutung. Auch wirtschaftlich betrachtet ist Fußball ein wichtiger Faktor. Alleine der Amateurfußball in Österreich hat eine Wertschöpfung von über 150 Millionen Euro und schafft in etwa 1.500 Arbeitsplätze (vgl. ebd.: 167-169). Die Millionen, welche die Profivereine durch Transfererlöse, Merchandising, Fernsehgelder, Infrastrukturinvestitionen und ZuschauerInneneinnahmen umsetzen, sind hier gar nicht eingerechnet. Für die Europameisterschaft 2008 in Österreich wird eine Wertschöpfung von 380 Millionen Euro erwartet<sup>11</sup>.

Vor allem ist Fußball aber auch eines: Gesprächsthema. Egal ob in den unteren Amateurklassen oder bei den Profis, nach dem Spiel wird an den Stammti-

---

<sup>11</sup> <http://oe.orf.at/stories/259912>, Zugriff am 9. März 2008

schen debattiert, geschimpft und fachgesimpelt. Oft erscheint es fast, als wäre das Spiel selbst nur ein Mittel zum Zweck, um sich nach den 90 Minuten über eben dieses zu unterhalten. „Fußball ist – sowohl aktiv ausgeübt als auch passiv verfolgt – der Lieblingssport der Österreicher“, stellen die VerfasserInnen der bereits zitierten Studie fest (ebd.: 10). Das lässt sich auch daran ablesen, dass selbst über die untersten Amateurklassen die großen Tageszeitungen berichten, Spieler tausende Euro Schwarzgeld kassieren und bei den Dorferbys einige 100 ZuseherInnen anwesend sind. Anderen Sportarten wird diese Aufmerksamkeit nicht einmal im Profi-Bereich zu teil. Zusammenfassend lässt sich sagen, auch ohne große Erfolge ist diese Sportart ein bedeutender sozialer und wirtschaftlicher Faktor und kann neben dem Skifahren als „hegemoniale Sportkultur“<sup>12</sup> (Markovits/Hellerman 2002, Markovits 2006) in Österreich betrachtet werden. Kurz gesagt: Fußball ist wichtig.

Fußball ist nicht nur in Österreich, sondern auch in weiten Teilen der Welt ein Massenphänomen – vor allem für Männer. Und als solches ist es ein bedeutender Ort für die Konstruktion von Männlichkeit. Für die Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky sind gegenwärtig neben den Wirtschafts- und Arbeitswelten die Freizeit- und Sportkulturen, wie eben auch Fußball, als die Männermacher schlechthin wirksam (vgl. 2006b: 21). Nach Raewyn Connell<sup>13</sup> wird Sport in vielen Gesellschaften als exemplarischer Prüfstein von Männlichkeit gesehen (vgl. 2006: 49) und für Eric Dunning (2003) ist er gar eine der bedeutendsten Männerdomänen. Vergegenwärtigt man sich also die Bedeutung von Sport und Fußball im Speziellen für die Geschlechterkonstruktion, erscheint es umso verwunderlicher, dass bis vor kurzer Zeit die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema nur spärlich stattgefunden hat. Erst rund um die Fußballweltmeisterschaft der Männer 2006 in Deutschland war ein verstärktes publizistisches Interesse an dem Thema in den Sozialwissenschaften zu ver-

---

<sup>12</sup> Darunter versteht Markovits „eine qualitative und quantitative Struktur, die jedes Land und jede Kultur besitzt, und in der bestimmte Sportarten wichtiger sind als andere“ (2006: 255).

<sup>13</sup> Raewyn hieß vor ihrer Geschlechtsumwandlung Robert. In der Bibliographie ist der Name angegeben, unter dem publiziert wurde.

nehmen<sup>14</sup>. Dies dürfte zum einen ökonomische Gründe (in Form von gesteigerten Verkaufszahlen) haben. Seit „women and gay men are no longer ‚the problem‘ to be unravelled“ (Cornwall/Lindisfarne 1994: 1), ist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren der heterosexuelle Mann zum anderen immer mehr Gegenstand der Geschlechterforschung geworden. Und wo sind heterosexuelle und maskuline Männer in dieser Dichte eher zu finden als beim „männlich geprägten Spektakel“ (Horak 2006: 120) Fußball?

---

<sup>14</sup> Vgl. u. a. Kreisky/Spitaler (2006), Hagel/Selmer/Sülzle (2005), Brändle/Koller (2002), Theweleit (2006), , Marschik (2003, 2005).

## 1.3 Ethnologie und Fußball

Bislang war die Beschäftigung mit Fußball vorwiegend ein Metier der Cultural Studies, der Politikwissenschaft, der Soziologie oder der Geschichte. Empirische Studien sind dabei eher die Ausnahme denn die Regel. Im Mittelpunkt stehen historische Aufarbeitungen, Medienanalysen oder die Auseinandersetzung mit Fankulturen. In der Ethnologie ist Sport generell und Fußball im Speziellen ein dürftig behandeltes Forschungsgebiet. Klaus Schneider stellt daher zu Recht fest:

„Warum der Sport als Forschungsgegenstand der Ethnologie bisher so wenig Beachtung gefunden hat, ist nicht einzusehen, denn er gibt eine Fülle von Erklärungen über eine Gesellschaft, weil er immer in Zusammenhang mit anderen Kulturerscheinungen zu stehen scheint, wie Religion, Sozialisation, besonderen Riten oder Festen.“ (2002: 3)

Fußballbezogene Ausnahmen sind die Arbeiten des aus Argentinien stammenden Eduardo Archetti, des Franzosen Christian Bromberger und der Deutschen Almut Sülzle<sup>15</sup>. Ein gemeinsames Thema innerhalb des Feldes des Fußballes findet sich hierbei nicht, sowohl theoretisch als auch inhaltlich liegt der Fokus auf unterschiedlichen Bereichen. So aufschlussreich ihre Arbeiten auch sind, zeigen sie alle nur eine Seite der Komplexität des Fußballs: eine Außenperspektive. In das Fußballfeld selbst wagte sich noch niemand hinein. Dem Zentrum des Spiels – der Fußballmannschaft – wurde also bisher keine Beachtung geschenkt. Genau dieses Zentrum steht im Mittelpunkt des Interesses der vorliegenden Arbeit.

### 1.3.1 Eduardo Archetti

---

<sup>15</sup> Bezeichnenderweise alles WissenschaftlerInnen aus großen Fußballnationen.

„[...] masculinity cannot be treated as something fixed and universal. The ability to negotiate these differences is a function of the power of the masculine imaginary. For that reason we must focus on certain social arenas where masculinity is produced and reproduced differently“ (Archetti 1996: 34).

Archetti selbst besah die sozialen Felder Fußball, Polo und Tango in Argentinien (1999). Für seine Untersuchung über ersteres führte er zahlreiche qualitative Interviews mit männlichen *aficionados*<sup>16</sup> unterschiedlichster Altersklassen. Dazu analysierte er die Fußballbeiträge des führenden argentinischen Sportmagazins *El Grafico* seit dessen Gründung 1919 und stellte Beobachtungen in den Stadien selbst an.

Archetti arbeitete vor allem die Verschränkung von Fußball, Nationalismus und Männlichkeit heraus. Nationalismus in *der* argentinischen Nationalsportart definiert sich in erster Linie über den eigenen Spielstil in Abgrenzung zum Britischen<sup>17</sup>. Dabei spielte das Jahr 1913 eine wichtige Rolle. Erstmals gewann eine kreolische<sup>18</sup> Mannschaft die bis dahin von Briten dominierte argentinische Fußballmeisterschaft (vgl. ebd. 1996: 37)<sup>19</sup>. Die Presse machte dabei zwei unterschiedliche Stile des Fußballspielens aus. Auf der einen Seite standen die disziplinierten, physisch kraftvollen, streng nach Taktik spielenden Briten. Ihr Verständnis von Fußball wurde auf ihre industrielle Lebens- und Arbeitsweise zurückgeführt. Als Metapher wurde hierfür die „Maschine“ herangezogen. Das Spiel der Kreolen hingegen war/ist durch Individualität, Kreativität, Spontaneität, Improvisation und ein geringes Verantwortungsbewusstsein

---

<sup>16</sup> Weibliche scheint es in Argentinien nicht zu geben. Ein Informant erklärte das folgendermaßen: „Yes, I know, women are not of the same breed, although they accompany us; they tolerate us, and there are men who do not agree with the majority of us.“ (Archetti 1999: 161).

<sup>17</sup> Die Beziehung zwischen Argentinien und Großbritannien ist von mehreren Konflikten geprägt. Die länger in der Geschichte zurückreichenden Auseinandersetzungen um die Falklandinseln geben Zeugnis davon.

<sup>18</sup> Archetti über diesen Begriff: „Kreolisierung` bedeutet nicht nur eine ‚Argentinisierung` des britischen Sports, sondern auch, dass nun verstärkt Söhne eingewanderter ‚latinos` das Spielgeschehen bestimmten“ (2006: 314).

<sup>19</sup> Anfang des 20. Jahrhunderts kamen hunderttausende Immigranten aus Europa nach Argentinien; hauptsächlich aus Spanien und Italien. Die Briten bildeten dabei eine kleine, aber vor allem ökonomisch einflussreiche Minderheit. Mit ihnen kamen auch die Sportarten Fußball, Tennis, Polo und Rugby (vgl. Archetti 1999: 1-2).



gekennzeichnet. Fußball bildete einen symbolischen Raum, „der im Laufe der Jahre entscheidend zur Entstehung nationaler Stereotype“ beitragen sollte (2006: 315). Die Spielweise wurde auf ethnische Differenzen zurückgeführt, welche als Unterschiede im Charakter wahrgenommen wurden (vgl. 1999: 59). Der kreolische Spielstil wirkte dabei sowohl als Inklusions- wie Exklusionsmechanismus. Die Art zu kicken verschaffte den aus vielen Ländern (hauptsächlich aber aus Spanien und Italien) kommenden Einwanderern eine gemeinsame Identität; für Archetti „a typical hybrid product“ (1999: 71). Der kreolische Spielstil – *la nuestra* genannt – war auch exklusiv: Briten könnten demnach qua ihrer Herkunft nie von ihrer „maschinellen“ Spielweise abrücken. Aber nicht nur für die Binnenidentitätsprozesse war der Fußball wichtig. Durch die frühen internationalen Erfolge der Nationalmannschaft erfuhr der Fußball ebenso im nationalen männlichen argentinischen Selbstverständnis eine große Bedeutung. Ein Informant Archettis drückte das folgendermaßen aus:

“You must remember that Argentina had problems in being identified by others as an important nation. Football made it possible for us to be recognized as something in the world [...]. An authentic masculine passion was developed, and, for many men, the majority of men, football becomes a part of what I will call an internalized national identity which includes the sense of football“ (1999: 169).

Sinnbild des kreolischen Stils sind dribbelnde *pibes*, Jungen, welche diesen Sport auf der Straße lernen. Ihre kindliche, unbekümmerte Art zu spielen stellt bis heute den Idealtypus argentinischen Fußballverständnisses dar. Für Archetti bilden die *pibes* für die Männer eine Projektionsfläche, die ihnen die Möglichkeit bietet, aus ihrem Alltag zu entfliehen. Hier gibt es keine Pflichten als verantwortungsbewusster Ehemann, Vater oder Arbeiter. In diesem Rahmen können sie frei und kreativ sein bzw. sich so fühlen (vgl. ebd. 1997: 114)<sup>20</sup>. In einem der besten, wenn nicht dem besten, und zugleich

---

<sup>20</sup> Damit arbeitet Archetti auch die Kontextbezogenheit von Männlichkeit heraus. Wie er zeigt, ist die argentinische fußballbezogene Männlichkeit im Widerspruch zu(r) „offiziellen Ideologie(n) des nationalen Staatsbürgers“ (Kreisky/Spitaler 2006: 10) oder etwa dem Polo, welche durch Härte und Disziplin gekennzeichnet ist (vgl. Archetti 1999: 72).

schillerndsten Fußballer aller Zeiten, Diego Armando Maradona, kulminierte all diese Sehnsüchte und Idealvorstellungen. Die Argentinier vergöttern *El pibe de oro* (Goldjunge) nicht nur wegen der Erfolge, die er ihnen brachte (u.a. Junioren Weltmeister 1979, Weltmeister 1986, Vizeweltmeister 1990), sondern vor allem auch wegen der Art, wie er dies zuwege brachte: Wendig, trickreich, schnell, dribbelstark und kreativ. Ein von Archetti Interviewter drückte seine Empfindungen Maradona gegenüber gleichermaßen transzendental wie poetisch aus:

„Maradona is like a gift from God, or from nature if you are not a believer. In Argentina there is a mythical style of playing football that has at last been realized in the body and the performance of Maradona“ (ebd. 1999: 185).

### **1.3.2 Christian Bromberger**

Ähnlich wie Archetti sieht Bromberger im Sport einen Ort an dem sich die soziale Konstruktion der Geschlechter beobachten lässt (Bromberger 2006a: 41). Intensiv setzte er sich mit Fußballfans in Marseille, Neapel und Turin auseinander (vgl. Bromberger 1995). Zur Datengewinnung griff er vor allem auf Beobachtung und qualitative Interviews zurück.

Sein Hauptinteresse galt dabei den „Wanderungen“ im Stadion. ZuseherInnen<sup>21</sup> gehen nicht einfach ins Stadion und verfolgen das Spiel von einem beliebigen Platz aus. Die Wahl des Ortes, von welchem aus das Spiel beobachtet wird, liegt laut Bromberger in der jeweiligen Lebensphase begründet. Der Vater oder der Onkel fungieren in jungen Jahren als Initiatoren und nehmen ihren Jungen mit ins Stadion auf die ruhigen Ränge. In der Altersgruppe der 15- bis 25-Jährigen geht man alleine zu den Spielen und testet Grenzen aus. Die rauerer und wilderen Plätze im Stadion werden nun bevorzugt. Von hier aus gehen auch die intensivsten Anfeuerungen der eigenen

---

<sup>21</sup> Die Mehrheit aber sind Zuseher.

Mannschaft und die Schmähung des Gegners aus. Provokationen und Androhungen von Gewalt gehören hier ganz normal dazu. Man(n) will sich hier beweisen. Bromberger macht verschiedene Formen der Parteinahme aus: Abwertung des Gegners (z.B. durch rassistische Fangesänge), Krieg (etwa durch Fahنشwenken oder Aufrufe zur „Mobilisierung“), Leben und Tod (wenn man einem verletzten Spieler der gegnerischen Mannschaft den Tod wünscht) und Sex (durch Erniedrigung, wie die Beschimpfung als Homosexuelle in der passiven Rolle, der Männlichkeit) (vgl. ebd. 2006a: 47-49).

In einer festen Partnerschaft oder Ehe schauen sich die Männer mit der, laut Bromberger wenig erfreuten, Auserwählten von einem ruhigeren Platz im Stadion die Spiele ihrer Mannschaft an. In fortgeschrittenem Alter geht man mit Arbeitskollegen, dem Schwager oder Bekannten aus der Stammkneipe zu den Matches.

„Kurz gesagt bildet jeder neue Ortswechsel im Stadion einen Übergangsritus in der Lebensgeschichte eines Mannes. Üblicherweise werden solche Platzveränderungen zu Beginn der neuen Saison überlegt und in die Tat umgesetzt. [...] Im Laufe der Jahre, im Zug schrittweiser Veränderungen und Aufstiege kann der Fußballfan das ganze Stadion durchwandern, als ob das Rund der Arena den Lauf des Lebens verkörpern würde“ (Bromberger 2006a: 48).

Bromberger versteht den Fußball schlechthin auch als eine Art Gesellschafts-metapher. Die Faszination dieser „weltweiten Leidenschaft“ und „einzige[n] Element einer männlichen Weltkultur“ (2006b: 283) gehe seiner Ansicht nach vor allem auf die Fähigkeit des Fußballs zurück, „die Grundwerte, die moderne Gesellschaften ausmachen, darzustellen. [...] Seine tiefe Struktur [...] stellt das ungewisse Schicksal des Menschen in der Welt von heute dar“ (ebd.: 285). Fußball verkörpert das Ideal demokratischer Gesellschaften, in denen der Status nicht mit der Geburt zusammenhängt. Pele, Maradona oder Zidane schafften es aus ärmlichen Verhältnissen zu Erfolg, Ruhm und Reichtum. Der Fußball vermittelt – symbolisiert durch seine Helden – das Bild, dass durch Ehrgeiz und Talent die Möglichkeit besteht, bis ganz nach oben zu kommen (vgl. ebd.: 285). Weiter heißt es:

„Fußball zeugt aber auch von den Unsicherheiten, die den Lebensweg eines Mannes bestimmen: Ohnmacht, Täuschung, Scham, Überlegenheit der Anderen, unverschämtes Glück, das Zweifel nährt, oder Solidarität, die in zweideutige Empfinderei umschlägt (wenn der enttäuschte Fan eine verstohlene Träne zerdrückt): Auf dem Feld wie auf den Rängen wird die zerbrechliche Identität des Mannes wieder und immer wieder aufgeführt“ (ebd. 2006a: 52).

### 1.3.3 Almut Sülzle

In jüngerer Vergangenheit setzte sich die deutsche Ethnologin Almut Sülzle mit Fußball im Allgemeinen und weiblichen Fankulturen im speziellen auseinander (vgl. 2005a, 2005b, Selmer/Sülzle 2006, 2007a, Selmer/Sülzle 2007). Im Zuge ihres Promotionsprojekts *Junge Frauen in Männerdomänen* (noch nicht abgeschlossen) führte sie u.a. eine teilnehmende Beobachtung im Stadion und qualitative Interviews mit Fans des deutschen Drittligaclubs Kickers Offenbach durch.

Ihre Texte folgen im Wesentlichen dem Muster der Identifizierung der männlichen Wesensart des Fußballs bzw. Fandaseins und rücken anschließend Strategien weiblicher Fans in den Mittelpunkt. In Anlehnung an den Sportsoziologen Peter Becker – „Fußball folgt einer männlichen Grammatik“ (1990: 149) –, definiert Sülzle drei wesentliche Elemente dieser Grammatik (2007: 55):

- „1. Wettkampf als Grundprinzip in Kombination mit anderen männlichen Werten wie Treue und Kameradschaft,
2. Abwertung von Weiblichkeit,
3. Aggression als Mittel der Auseinandersetzung und Teil der Stimmung.“

Die Fans – männliche wie weibliche – fordern von den Spielern ihrer Mannschaft Einsatz, Kampfbereitschaft und Treue zum Verein. Die gleichen Maßstäbe gelten auch für einen „echten“ Fan. Er/sie soll immer für den eigenen

Club da sein und man wetteifert mit den Anhängern des Gegners um die beste Fanchoreografie. Die angesprochenen Werte werden in unserer Gesellschaft als männlich konnotiert und fußen in einer militärischen Tradition (vgl. ebd. 2007: 56).

Die Abwertung alles Weiblichen ist fester Bestandteil der Fankultur. Das umfasst die Stigmatisierung traditioneller Weiblichkeit wie das Sich-hübsch-machen oder das Tragen hochhackiger Schuhe ebenso wie offen ausgelebten Sexismus. Sülzle konstatiert, dass dies zum Fandasein genauso selbstverständlich dazu gehört wie Trinken von Alkohol oder Ungerechtigkeiten gegenüber dem Referee (vgl. ebd. 2007: 57). Frauen befinden sich dabei in einer Zwickmühle. Sexistische Vorfälle oder Gesänge zu kritisieren, könne gleichbedeutend mit einer Aufkündigung des Fanstatus sein (vgl. Selmer/Sülzle 2006: 129).

Aggression und (angedrohte) Gewalt sind im Stadion häufig zu beobachten. Frauen fühlen sich laut Sülzle von dieser Atmosphäre in gewisser Weise angezogen. Ihre Interviewpartnerin Kerstin äußerte sich folgendermaßen dazu:

„Bei irgendeinem Heimspiel da waren so viele Fehlentscheidungen vom Schiedsrichter, das war richtig fies, und da sind sie bei uns da unten alle auf die Zäune hoch und haben dann den Zaun fast umgerissen. Und da hätte es fast noch richtig Stress gegeben, und irgendwie ist es zwar asozial, ich würde es auch selber nie machen, aber – wenn die anderen das machen, das finde ich, das überläuft mich dann immer...“ (Sülzle 2007: 57)

Insgesamt verdichtet sich für Sülzle durch die Betonung von Wettkampf, Sexismus und Aggression eine männliche Grammatik im Fußball. Auf die geballte Männlichkeit in den Stadien gibt es für Frauen verschiedene Möglichkeiten des Umgangs. Einige passen sich der traditionellen Fanleitkultur völlig an. Sie wollen einfach zu den anderen Fans dazugehören und nicht durch ihr Geschlecht auffallen. Sie singen auch bei sexistischem Gegröle mit oder wenden zumindest nichts dagegen ein. Daneben gibt es aber auch noch Groupies, wie man sie aus der Popkultur kennt. Sie sammeln Autogramme, belagern die Hotels der Spieler oder schwärmen einfach nur für ihren Helden. Diese Gruppe von Zuseherinnen wird im Stadion am meisten verachtet (vgl. ebd.: 59).

Als dritte Möglichkeit und der Realität weiblicher Fans am ehesten entsprechend, so Sülzle, gibt es noch die Kombination zwischen „Affirmation einer Fanleitkultur“ und dem „Abschweifen zu vermeintlich fanfremden Schauobjekten“ – „fröhliche Voyeurin“ und „sachkundige Expertin“ in einer Zuseherin vereint, stellt hier keinen Widerspruch dar. Sülzle deutet dies als eine Selbstermächtigungsstrategie. Die Mädchen und Frauen dieser dritten Gruppe lassen sich nicht auf einseitige Zuschreibungen festlegen und schaffen sich somit Raum für eine eigene Definition ihres Fandaseins (vgl. ebd.: 61-62). Als Strategien dienen ihnen dabei Ironie und Umdeutung<sup>22</sup>. Pejorative Bezeichnungen werden für sich selbst übernommen und neu besetzt. Das zwingt zu einer Neuverhandlung und entzieht der Abwertung ihre Grundlage. Sexismus wird dadurch der Wind aus den Segeln genommen. So gibt es Fanclubs, welche sich *Titten vorwärts*, *TivoliTussen* oder *Hooligänse* nennen (vgl. ebd.: 62-63). Ein Mitglied von ersterem äußerte sich folgendermaßen dazu: „Da kommt kein blöder Spruch mehr nach, weil da fällt ihnen nichts Blöderes ein und dann fangen sie schon fast an zu denken“ (ebd.: 63). Als Feministinnen würden sich die meisten Frauen in den benannten Fanclubs nicht bezeichnen (vgl. Selmer/Sülzle 2006: 135). Die Unterstützung ihres Vereins ohne gesellschaftspolitische Ambitionen steht eindeutig im Vordergrund.

Ausgehend von der männlichen Grammatik im Fußball stellt Sülzle die provokante These in den Raum, und will sie auch so verstanden wissen, dass Fußball „ohne Männlichkeitskult und Ausschluss von Weiblichkeit nicht möglich“ sei (Sülzle 2007: 57). Fans beiderlei Geschlechts äußerten den Wunsch, dass die Männerwelt Fußball auch Männerwelt bleiben solle (vgl. ebd. 2005: 46). Dies hängt u.a. damit zusammen, dass die engen Grenzen des männlichkeitsdominierten Fußballs die Freiheit ermöglichen, sich zwischen den Geschlechtern zu bewegen; das gilt sowohl für Männer wie für Frauen. Erstere, Aktive wie Fans, erfahren durch diese Sportart eine automatische Erdung ihrer Männlichkeit (vgl. ebd.: 43). In Anlehnung an David Beckham stellt Sülzle fest:

---

<sup>22</sup> Diese Strategien finden auch in anderen sozialen Bewegungen Anwendung. Prominente Beispiele wären Beschimpfungen wie „Nigger“ oder „Schwuler“.

„Fußball ist also nicht nur ein Schutzraum [...] für traditionelle Männlichkeit, sondern [...] hat zugleich die wundersame Fähigkeit, Männer mit Mädchenhaarbändern, mit Ohrringen oder Damenunterwäsche männlich erscheinen zu lassen“ (ebd.: 43-44). Für einige Frauen stellt der Stadionbesuch eine Möglichkeit dar, „weiblichen Rollenanforderungen nicht zu entsprechen und, zumindest für eine Zeit lang, auch nicht an ihnen gemessen zu werden“ (ebd.: 43).

## 1.4 Persönlicher Zugang

Den ersten Impuls für die Beschäftigung mit dieser Thematik gab mir ein Gender-Seminar über Männlichkeit von Herta Nöbauer. In der daraus resultierenden Seminararbeit beschäftigte ich mich mit dem bereits erwähnten Werk von Archetti und stellte ein paar vorsichtige Überlegungen für eine empirische Arbeit an. Infolgedessen ließ mich dieses Thema nicht mehr los. Meine als selbstverständlich wahrgenommene, fußballerische Alltagswelt verwandelte sich zusehends in ein (selbstreflexives) Analysefeld.

Seit meinem achten Lebensjahr spiele ich nämlich selbst Fußball. Mein Vater war zeitweise Profi und spielte bis ins hohe Fußballalter von 40 Jahren erfolgreich im Tiroler Amateurfußball, anschließend wurde er Trainer. Mein Großvater war sein begeisterter (oder auch fanatischer) Förderer, mein Onkel, mein jüngerer Bruder und mein Cousin sind ebenfalls Fußballer. Mutter, Oma und Onkel sind regelmäßige Stammgäste bei unseren Spielen. Milde ausgedrückt, wuchs ich in einem fußballaffinen Umfeld auf. Bourdieu schreibt:

„Die Logik der gesellschaftlichen Arbeitsteilung reproduziert sich tendenziell in der wissenschaftlichen Arbeitsteilung. So hat man auf der einen Seite Personen, die den Sport *in praxi* [Herv. v. Verf.] sehr gut kennen, aber dafür nicht sprechen können, und auf der anderen Personen, die *in praxi* [Herv. v. Verf.] den Sport nicht sehr gut kennen, aber dafür sprechen könnten, es jedoch aus Geringschätzung unterlassen, oder wenn sie es doch tun, dann ohne groß nachzudenken.“ (1992: 193)

Dadurch, dass ich mit in beiden Welten – Sport wie Wissenschaft – „wie ein Fisch im Wasser“ (1996: 161) bewege, hebt sich der (scheinbare) Gegensatz in dieser Arbeit auf.



## 1.5 Aufbau

Fußball und Männlichkeit sind die *key words* dieser Arbeit. Während ich davon ausgehe, dass jede und jeder eine Vorstellung von Fußball als Sportart hat, ist dies beim Begriff Männlichkeit nicht vorauszusetzen. Verschiedenste Ansätze gibt es zu diesem Theoriekomplex, in der Alltagssprache wird der Terminus in vielen Situationen verwendet. In „Männlichkeit und Theorie“ werde ich den Rahmen meines Verständnisses dieser Thematik abstecken. Im Wesentlichen stützt sich dieser auf Connell, Bourdieu und Meuser.

Daran anschließend werden die verwendeten Forschungsmethoden (v. a. teilnehmende Beobachtung, Leitfadeninterviews) und die Auswertung der Daten erläutert. Im Vorfeld zur Niederschrift dieser Arbeit sind immer wieder Fragen an mich und meine Person im Feld herangetragen worden. Um diesem Interesse Rechnung zu tragen, gab ich der Methodenbeschreibung etwas mehr Raum als ursprünglich geplant.

Der zweite Teil ist zur Gänze den empirischen Ergebnissen meiner Feldforschung gewidmet. Hier werde ich ein Analysemodell zu Männlichkeit im Fußball vorstellen. Fragen wie „Was ist männlich im Fußball?“ oder „Wie konstituiert sich Männlichkeit in Fußballmannschaften?“ sollte sich damit beantworten lassen. Das Modell setzt sich aus den Säulen Leistung, Heterosexualität, Abgrenzung, Inszenierung und Entgrenzung zusammen.

Daran anschließend werde ich noch ein Einführungsritual einer der beiden Mannschaften vorstellen. Hier soll gemäß der Funktion von Ritualen „persönliche und soziale Wirklichkeit zu konstruieren und zu bestätigen“ (Belliger/Krieger 2006: 17) gezeigt werden, wie die Grenzen zwischen *wir* und den *anderen* gezogen werden und wie sich Männlichkeit in einem Fußballkontext abseits des Platzes verhält.

Im Schlusskapitel wird es ein Resümee der empirischen Ergebnisse und eine Zusammenführung der einzelnen Säulen geben. Daran anschließend soll noch ein zweifacher Ausblick erfolgen. Zuerst werden Ideen für eine weiterführende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Fußball und Männlichkeit vorgeschlagen. Zu aller letzt werden, ausgehend von den Erkenntnissen dieser Arbeit und unter Berücksichtigung des dazu Publizierten, Vorschläge für einen weniger homophoben Fußball erörtert.

## 2. Männlichkeit und Theorie<sup>23</sup>

Bevor nun die Methoden erläutert werden erscheint es mir sinnvoll, kurz zu skizzieren, welche Vorstellung von Männlichkeit der Arbeit zugrunde liegt. Sie entwickelte sich aus einem dialektischen Verhältnis von Praxis und Theorie. Deshalb soll nun kein allgemeines Theoriekonzept vorgestellt werden. Dreh- und Angelpunkt ist und bleibt die Empirie. Anhand dieses Ankers werden die wichtigsten Elemente meines theoretischen Männlichkeitsverständnisses vorgestellt. Es beruht vor allem auf Arbeiten der SoziologInnen Rawyen Connell, Pierre Bourdieu<sup>24</sup> und Michael Meuser.

Für Connell ist Männlichkeit ein relationaler Begriff, welcher sich auf zwei Ebenen konstituiert: zwischen Männern und Frauen einerseits und andererseits zwischen den Männern untereinander. Gerade letzterer Aspekt ist für Connell von besonderer Bedeutung. Sie macht vier Arten von Männlichkeit aus: *hegemoniale, Komplizenhafte, marginalisierte* und *untergeordnete* (2006: 97-102). Den Begriff der Hegemonie hat Connell aus der Analyse der Klassenbeziehungen von Antonio Gramsci entlehnt. Dieser „bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell 2006: 98). Auf das Geschlechterverhältnis bezogen heißt das, dass hegemoniale Männlichkeit die

---

<sup>23</sup> In dieser Arbeit finden Begriffe wie Mann, Männlichkeit, Frau, Heterosexualität oder Homosexualität eine häufige Verwendung. Es soll nicht der Eindruck entstehen, als würden diese Kategorien einer gültigen Definition unterliegen und sich in eine „Schublade“ stecken lassen. Sie haben eine Geschichte (Butler 2003, Foucault 1977, Laqueur 1992), unterliegen einem permanenten (Bedeutungs)Wandel und stehen meistens in einer hierarchischen Relation zu einander. Da diese Arbeit aber nicht im Zentrum einer historischen oder sprachphilosophischen Abhandlung steht und zudem stark eine emische Perspektive einnimmt, werde ich mit den im Feld vorhandenen Begriffen arbeiten. Es ist aber nicht meine Absicht die Kategorien blind zu reproduzieren. Deshalb plädiere ich, wie u. a. auch Cornwall und Lindisfarne (vgl. 1994: 11), diese Kategorien zurückhaltend zu verwenden bzw. unter Anführungszeichen mitzudenken.

<sup>24</sup> Bourdieu ist aufgrund seiner Werke und Arbeitsmethoden jedoch auch als Ethnologe zu betrachten.

bestimmende Position einnimmt: sowohl den Frauen gegenüber, als auch gegenüber den anderen Formen der Männlichkeit. Man kann auch, wie Meuser und Scholz, von einer Idealvorstellung sprechen:

„Dieses jeweilige Ideal fungiert in der alltäglichen Praxis als ‚regulatorisches Ideal‘ für das Handeln des Mannes; indem das Handeln sich daran orientiert, wird Männlichkeit reproduziert. Derjenige Mann, der dem entsprechenden Ideal am nächsten kommt, hat innerhalb dieses sozialen Feldes das höchste Prestige und soziale Macht; das Feld ist demnach hierarchisch und kompetitiv strukturiert.“ (2005: 213)

Dabei zu beachten ist, dass hegemoniale Männlichkeit keine über Raum und Zeit unveränderte bzw. unveränderbare Essenz ist und jeder Zeit infrage gestellt werden kann.

Unter den Männern gibt es Dominanz- und Unterordnungsverhältnisse. Als wichtigstes erachtet Connell die Dominanz heterosexueller Männer gegenüber homosexuellen Männern, welche durch politischen Ausschluss, staatliche Gewalt, Gewalt auf den Straßen, Ächtung der Person und wirtschaftliche Diskriminierung gekennzeichnet ist. Dadurch geraten homosexuelle Männer in der männlichen Geschlechterhierarchie an das unterste Ende. Alles was der hegemonialen Männlichkeit entgegensteht wird dem Schwulsein zugeordnet<sup>25</sup>. Aber auch heterosexuelle Männer und Buben können aus „dem Kreis der Legitimierten“ ausgeschlossen werden. Dieser wird begleitet durch eine Vielzahl von Schimpfwörtern wie Heulsuse, Schlappschwanz, Muttersöhnchen, Feigling, Memme, etc. Für Connell ist hier wie bei den untergeordneten homosexuellen Männlichkeiten die symbolische Nähe zum Weiblichen offensichtlich (vgl. 2006: 99-100).

In ihren Augen ist die hegemoniale Männlichkeit mehr eine normative Orientierungsfolie, denn verkörperte Realität. „Trotzdem profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, weil sie an der patriarchalen Dividende teilhaben, dem allgemeinen Vorteil, der den

---

<sup>25</sup> Connell führt hier die Beispiele des anspruchsvollen innenarchitektonischen Geschmacks und lustvoll-passive anale Sexualität an.

Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (ebd.: 100). Die komplizenhafte Männlichkeit stellt für Connell die Möglichkeit dar, die große Anzahl der Männer, welche mit der hegemonialen Männlichkeit in Verbindung stehen, diese aber nicht verkörpern, konzeptuell zu erfassen. Für ihn sind das jene, welche zwar die patriarchale Dividende (Achtung, Prestige, Befehlsgewalt, etc.) bekommen, „aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats“ ausgesetzt sind (ebd.: 100).

Während Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft die internen Beziehungen der Geschlechterordnung beschreiben, wendet sich Connell mit der Marginalisierung der Interaktion mit anderen Strukturen zu. Damit meint er vor allem die Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter ethnischer Gruppen oder Klassen. Weiters heißt es:

„Marginalisierung entsteht immer relativ zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe. Deshalb können in den USA schwarze Sportler durchaus Vorbilder für hegemoniale Männlichkeit abgeben. Aber der Ruhm und Reichtum einzelner Stars strahlt nicht auf die anderen Schwarzen aus und verleiht den schwarzen Männern nicht generell ein größeres Maß an Autorität.“ (ebd.: 102)

Connell betont, dass die von ihm vorgeschlagenen vier Männlichkeiten keine festen in sich geschlossenen Begriffe oder Realitäten sind. Viel mehr benennen sie Handlungsmuster, welche in bestimmten Kontexten in einem veränderlichen Beziehungsgefüge entstehen. Ob diese vier überhaupt der Realität entsprechen und wann überhaupt von Männlichkeit und/oder Hegemonie zu sprechen ist, ist gerade Gegenstand von Diskussionen<sup>26</sup>.

Für diese Arbeit erweist sich der Connell'sche Männlichkeitsrahmen durchaus brauchbar, wenn auch die marginalisierten Männlichkeiten (im Gegensatz zur

---

<sup>26</sup> Der australische Soziologe Michael Flood (vgl. 2002: 203-213) übt etwa Kritik am inflationären Gebrauch des Begriffs *masculinity* in den *masculinity studies*. Connell und Messerschmidt (vgl. 2005: 829-859) verteidigen hingegen in ihrem Artikel *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept* die Kategorien Männlichkeit und Hegemonie. Sie plädieren aber gleichzeitig für eine Reformulierung des Konzepts. Dabei soll vor allem ein komplexeres Modell zur Analyse der gender-Hierarchie entwickelt werden, dem Wechselverhältnis von lokal-regional-global mehr Rechnung getragen werden oder auch eine stärkere Betonung von *embodiment* erfolgen.

hegemonialen, untergeordneten Komplizenhaften), wie ich später noch beschreiben werde, keine all zu große Rolle spielen. Anstelle von Hegemonie möchte ich jedoch den Begriff der Dominanz verwenden, da ersterer beansprucht, sich über ein bestimmtes soziales Feld hinaus „als wirksame Modi der Vergesellschaftung durchzusetzen“ (Kreisky 2006: 22). Da die vorliegende Arbeit eine mikrosoziale Studie ist und keine Verbindungen zu anderen oder übergeordneten Feldern hergestellt werden, macht der Begriff der Hegemonie keinen Sinn.

Bourdieu hat sich in vielen seiner Arbeiten u.a. mit Geschlechterproblematiken befasst<sup>27</sup>. In *Die männliche Herrschaft* (zuerst 1997 in deutscher Sprache als Aufsatz erschienen, 2005 erfolgte die deutsche Übersetzung der gleichnamigen Monografie) befasste er sich ausschließlich mit dem Geschlechterverhältnis.

In den meisten Arbeiten Bourdieus spielt das Habituskonzept eine zentrale Rolle. Darunter versteht er allgemein die Summe aller Dispositionen sozialer Akteure. Habitusformen sind für ihn „Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen“ (1979: 165). Weiter heißt es, „er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen“ (1987: 101).

In Anlehnung an Bourdieu hat u. a. der Soziologe Michael Meuser den Begriff des geschlechtlichen Habitus eingeführt. Damit ist gemeint, dass Männer und Frauen gemäß dem Prinzip ihrer Geschlechtskategorie handeln, welches nur für die eigene, nicht aber für die andere Geschlechtskategorie Gültigkeit besitzt, bzw. dass die „soziale Existenz eines Geschlechts [...] an einen spezifischen Habitus gebunden [ist], der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert“ (2006a: 117). Dies verknüpft er mit dem Konzept des *doing*

---

<sup>27</sup> U. a. in „Die Illusion der Chancengleichheit“ (1971), „Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft“ (1979) oder „Die feinen Unterschiede“ (1982).

*gender*, dessen Basis der geschlechtliche Habitus ist. Doing gender – in dieser Arbeit v. a. *doing masculinity* - besagt, dass man ein Geschlecht nicht „ist“ oder hat, sondern immer wieder aufs Neue in bestimmten Kontexten hervorbringt und erneuert. Der geschlechtliche Habitus fungiert (wie der Klassenhabitus) somit als gesellschaftlicher Orientierungssinn (vgl. ebd.: 114). Doing masculinity vollzieht sich vor allem in zwei Praxen: einer kompetitiven und einer homosozialen (2006b: 163). Hergestellt wird der männliche Habitus vor allem in Männern vorbehaltenen Räumen. Hier widmen sie sich den ernstesten Spielen des Wettbewerbs (vgl. Bourdieu 1997: 203). Männer sind gesellschaftlich „so konstituiert und konditioniert [...], daß sie sich wie Kinder von allen ihnen gesellschaftlich zugewiesenen Spielen packen lassen“ (2005: 133). Als für die soziale Existenz konstitutive Spiele und als ernst angesehen werden vor allem diejenigen gehalten (Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Krieg, etc.), von denen Frauen und Kinder ausgeschlossen sind (vgl. 1997: 196), welche den Mann dann wirklich erst zum Mann machen (vgl. 2005: 84).

Die Spielmetapher wird hier verwendet um dem spontanen, intuitiven und zur „Natur“ gewordenen Charakter sozialen Handelns heraus zu streichen, welcher also habitualisiert ist (vgl. Scholz 2004: 40). Grundlage dieser Spiele ist das Isometrieprinzip – „das Prinzip gleicher Ehre“ (Bourdieu 1997: 204). D. h., soziale Anerkennung kann nur von anderen Männern zugesprochen werden. Gleichzeitig hat der Mann den Wunsch, geleitet von der *libido dominandi*, andere Männer zu dominieren (vgl. Bourdieu 1997: 215).

Ein Mann ist für Bourdieu ein „besonderes Wesen, das sich als allgemeines Wesen (*homo*) erlebt, das faktisch und rechtlich das Monopol auf das Menschliche, d.h. das Allgemeine hat; das gesellschaftlich autorisiert ist, sich als Träger des menschlichen Daseins schlechthin zu fühlen“ (1997: 160). Weiter heißt es, ein Mann zu sein ist vor allem ein „Sein-Sollen“. Als Mann befindet man sich von vornherein in einer privilegierten Position, welche gleichzeitig aber auch Verpflichtungen durch die Männlichkeit selbst mit sich bringt, wie sich den ernstesten Spielen zu widmen und seine Männlichkeit ständig zu beweisen. Bestens für letzteres geeignet ist in unserer westlichen Gesellschaft der Sport,

welcher die sichtbaren Eigenschaften der Männlichkeit hervorbringt. Um den Zusammenhalt zwischen Männern zu festigen, gibt es u. a. beim Militär oder in Schulen Einsetzungsriten (z. B. gemeinsame Bordellbesuche) oder Mutproben. Letztere fußen oft paradoxerweise in Angst – in der Angst von den anderen der Gruppe abgelehnt zu werden, als Waschlappen dazustehen, als weiblich oder als „Schwuler“ eingeordnet zu werden (vgl. 2005: 93-95). „Wie man sieht, ist die Männlichkeit ein eminent relationaler Begriff, der vor und für die anderen Männer und gegen die Weiblichkeit konstruiert ist, aus einer Angst vor dem Weiblichem, und zwar in erster Linie in einem selbst“ (ebd.: 96).



### 3. Methoden

Die vorliegende Arbeit basiert auf einer qualitativen Forschung. Dieser Ansatz wird in der wissenschaftlichen Literatur oft als Gegenpol zum quantitativen Messen erläutert<sup>28</sup>. Charakteristisch für letzteren ist, dass zugunsten der zahlenmäßigen Erfassung auf die Feinabstimmung an die soziale Realität verzichtet wird (vgl. Lamnek 2005: 11); Menschen und Dinge werden getestet und vermessen. Sie werden auf ihre statistische Repräsentativität hin untersucht, ohne sie vorher unbedingt verstanden und ihre Qualität erfasst zu haben (vgl. Mayring 2002: 9). Die qualitative Sozialforschung hingegen ist mehr am Gegenstand der Untersuchung orientiert, erlaubt aber kaum Aussagen über Repräsentativität. Rossman und Rallis benennen hierfür folgende acht Charakteristika:

1. [...] qualitative researchers are oriented toward the natural world – they gather data about sensory experience: what people (including themselves) see, feel, hear, taste, and smell.
2. [...] qualitative researchers work in the field, face-to-face with real people. They try to understand how people make sense of their worlds through multiple methods that are interactive and humanistic: talking, looking, listening, and reading. These are known more formally as the primary techniques of interviewing, observing, and gathering documents.
3. [...] qualitative researchers value the messiness of the lived world; they make a sustained focus on context integral to their work and assume that a detailed understanding of human experience is gained by exploring these complexities.
4. [...] the researcher systematically reflects on how she affects the ongoing flow of everyday life.
5. The fifth feature of qualitative research [...] is an exquisite sensitivity to personal biography.

---

<sup>28</sup> Wie u. a. Mayring (2002) und Lamnek (2005) betonen, schließen qualitative und quantitative Methoden einander jedoch keineswegs aus, sondern erlauben durchaus fruchtbare wechselseitige Ergänzungen.

6. [...] sixth element is the emergent nature of qualitative research.
7. [...] qualitative research is a reliance on sophisticated reasoning that is multifaceted and iterative, moving back and forth between the parts and the whole.
8. [...] qualitative research is fundamentally interpretative. In contrast with quantitative approaches, which attempt to control and predict, qualitative research focuses on description, analysis, and interpretation." (1998: 9f)

Die soziale Realität ist also ungeordnet, komplex und kann nur im Kontext adäquat erfasst werden. Um dem gerecht zu werden, habe ich mich für eine induktive Vorgehensweise entschlossen. Hypothesen werden aus dem empirischen Material heraus generiert. Dem Forschungsgegenstand – hier zwei Fußballmannschaften – kommt der wesentliche Anteil für die Strukturierung und die Entwicklung der Hypothese zu. Der/die ForscherIn geht selbstverständlich nicht „blank“ in das Feld. Ein theoretisches, empirisches, historisches und methodologisches Vorwissen sind unabdingbar für eine (im doppelten Wortsinn) qualitative Studie.

Als Methoden für die Datengewinnung verwendete ich die teilnehmende Beobachtung, sowie Leitfaden-, narrative und ethnographische Interviews. Weiters habe ich in diese Arbeit hin und wieder Zeitungsartikel integriert. Diese wurden keiner genauen Analyse unterzogen, sondern dienen lediglich der Illustrierung bzw. Kontrastierung des empirischen Materials. Die Auswertung und Analyse der Daten erfolgte mittels Globalauswertung sowie offenem und axialem Kodieren.

### 3.1 Anthropology at home

Wenn ein Durchschnittsmensch an die verschiedenen Bezeichnungen für Ethnologie, Kulturanthropologie, Sozialanthropologie oder Völkerkunde denkt, unter denen diese Disziplin firmiert, dann assoziiert er damit Wissenschaftler(Innen) im Dschungel oder in der Wüste, forschend bei exotischen Menschen mit noch exotischeren Namen – auf jeden Fall weit weg von zuhause; also nicht in einer kapitalistischen Industriegesellschaft. Dies mag zwar auf die Anfänge bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts größtenteils zutreffen, entspricht aber heute nur mehr einem Klischee aus vergangenen Tagen. Eriksen konstatiert seit den 1960er Jahren eine steigende Tendenz von anthropologischen Arbeiten, welche sich mit westlichen Gesellschaften auseinandersetzen (vgl. 2001: 29). Die Befassung mit europäischen Phänomenen nimmt einen bedeutenden Raum in den wissenschaftlichen Publikationen ein: „Anthropology is no longer a science of the ‘tribal’ or of the ‚non-industrial world‘, but it remains a truly global science“ (ebd.: 30). Veröffentlichungen zu Themen wie Neo-Nationalismus in West-Europa (Banks/Gingrich 2006b) oder interkulturellem Lernen in Österreich (Fillitz 2002) von westlichen WissenschaftlerInnen stellen keine Rarität mehr dar. Die Ethnologin Aparna Rao schreibt über die „Feldforschung in der Heimat“, dass man

„zahlreiche kulturelle Untertöne, Stimmungen und Nuancen fast instinktiv mehr oder weniger klar [wahrnimmt]. [...] Die Besonderheit in der ethnographischen Forschung ‚zu Hause‘ liegt dann also primär im Bereich des Kontextes, in dem ein Gegenüber die Meinung äußert, daß auch der Ethnologe eine ganze Reihe von Dingen, in denen ein großer kultureller Konsens besteht, weiß – oder zumindest wissen sollte. [...] Es ist das Gefühl, [...] daß der ‚Andere‘ nur einen Aspekt des Selbst darstellt.“ (2002: 255)

Dem kann ich mich mit den Erfahrungen meiner Feldforschung nur anschließen. In vielen Situationen war ich mit unverständigen Gesichtern konfrontiert, wenn ich als Fußballer einen anderen Fußballer über (scheinbar) alltägliche,

sportimmanente Gegebenheiten befragte. Gerade der letzte Teil des obigen Zitats spielte immer wieder eine Rolle bei mir. Wie konstituiert sich das Spannungsverhältnis zwischen dem Selbst und den Anderen (den Beforschten)? Wie sehr trage ich selbst Strukturen und Prozesse mit, welchen ich eigentlich kritisch gegenüberstehe? Wenn ich in dieser Arbeit gewisse Aspekte kritisch herausarbeite, kritisiere ich mich damit eigentlich selbst oder befinde ich mich außerhalb davon? Die Antwort ist klar: sowohl als auch. Ich bin Teil des untersuchten Forschungsfeldes. Ich spiele schon „ewig“, kann mich also trotz kritischer Haltung gegenüber gewissen Aspekten mit dem Gesamtpaket Fußball arrangieren. Andererseits bin ich aber eben auch Wissenschaftler, vertrete in gewisser Weise eine Position von außen.

Als eine der Schwächen von *anthropology at home* nennt Eriksen die *homeblindness*, welcher der Forscher anheim fallen kann. Hier ist nicht so sehr das Problem, dass man eine fremde Kultur durch einen verzerrten Blick liest. Vielmehr besteht die Gefahr, wichtige Aspekte nicht wahrzunehmen bzw. zu erfassen, da man sie als selbstverständlich ansieht (vgl. 2004: 55). In meinem Fall war diese mehr als gegeben. Um diese mögliche Schwäche auszugleichen, führte ich während des ganzen Forschungsprozesses zahlreiche (selbstreflexive) Gespräche mit fußballfernen Menschen durch. Dies half mir aus meiner Perspektive Selbstverständlichkeiten kritisch zu hinterfragen und vor allem zu thematisieren. Diese Besprechungen unterstützten mich sowohl bei der Vorbereitung zur Feldforschung als auch bei der Erstellung des Leitfadens oder der Interpretation des Forschungsmaterials und waren daher von großem Wert für mich.

## 3.2 Feldforschungsablauf

Insgesamt dauerte meine Feldforschung von Mai bis Dezember 2007 an. Während dieser Zeit trainierte und spielte (nur bei Team B) ich bei zwei Mannschaften mit.

Bei Team B begann die wissenschaftliche Untersuchung; der Juni war zugleich der letzte Monat der Meisterschaft. Während der Sommerpause bei diesem Verein absolvierte ich die Feldforschung bei Team A von Juli bis Mitte September 2007. Daran anschließend setzte ich die Feldforschung bis Dezember 2007 bei Team B fort.

Insgesamt nahm ich bei unzähligen Trainings und Spielen aktiv wie passiv teil. Darüber hinaus war ich bei Team B bei einer Vereins-Jubiläumsfeier sowie bei einer Saisonöffnungsparty zugegen, bei Team A bei zwei internen Mannschaftsfeiern und beim offiziellen Vereinsball.

Bei beiden Mannschaften stand die teilnehmende Beobachtung bis zum Ende der Forschung im Mittelpunkt. Erst in den jeweils letzten zwei Wochen führte ich qualitative Interviews durch. Diese Vorgehensweise schien mir aus zwei Gründen als die geeignete: Zum einen lenkte ich dadurch nicht unnötig die Aufmerksamkeit auf brisante Themen wie Sexismus und Homophobie, wie es der Fall gewesen wäre, wenn ich die Interviews zu Beginn durchgeführt hätte. Durch das späte Interviewen konnte ich mir so auch über die Prozesse in den Mannschaften und die relevanten Themen für meine Arbeit klarer werden. Dies hatte dann Einfluss auf die Gestaltung des Fragebogens für die Gespräche mit den Spielern.

Gab es während des Transkribierens der Interviews oder der Auswertung des Datenmaterials Probleme bzw. Unklarheiten, so konnte ich aufgrund der guten Kontakte zu den Beforschten immer Rückfragen stellen.

## 3.3 Erhebung

### 3.3.1 Die teilnehmende Beobachtung – mittendrin statt nur dabei

Wenn in den Methoden- und Feldforschungsbüchern von „hallmarks“ (Dewalt/Dewalt 2000: 289), „methodisches Herzstück“ (Gingrich 1999: 17), „zentrale und spezifische [...] empirische Methode“ (Fischer 2002: 9) oder „methodische Besonderheit“ (Hauser-Schäublin 2003: 33) in der Kultur- und Sozialanthropologie geschrieben wird, dann ist die teilnehmende Beobachtung gemeint. Auch in meiner Arbeit ist sie unverzichtbarer Bestandteil. Das Anthropologenehepaar Billie und Kathleen Dewalt schlägt folgende Definition vor<sup>29</sup>:

“Participant observation is a way to collect data in a relatively unstructured manner in naturalistic settings by ethnographers who observe and/or take part in the common and uncommon activities of the people being studied.” (2000: 260)

In meiner teilnehmenden Beobachtung bei den beiden Fußballvereinen war ich im wahrsten Sinne „mitten drin, statt nur dabei“<sup>30</sup>. Im Juli und August 2007 trainierte ich bei Team A mit. Viele Spieler und Funktionäre aus diesem Verein kannte ich. Der Trainer erklärte sich nach einem kurzen Gespräch sofort bereit, mich über den Sommer mit trainieren zu lassen. Vor einem Training gab es eine Besprechung. Der Trainer stellte kurz vor, was an diesem Tag auf dem Programm stand. Im Anschluss daran sagte ich der versammelten Mannschaft, dass ich für die nächsten Monate bei ihnen mit trainieren würde, um mich fit zu halten und eine Forschung über Männlichkeit im Fußball zu machen. Ich dachte mir, die Spieler würden skeptisch sein und/oder mich mit Fragen durchlöchern, was ich eigentlich vorhabe und gedenke zu erforschen. Stattdessen gab es nur ein saloppes „okay“ und man ging zum Alltag über. Meine

---

<sup>29</sup> Weiterführende Literatur zur Feldforschung und teilnehmenden Beobachtung: Illius (2003: 73-98), Lamnek (2005: 544-632), Wolcott (2005).

<sup>30</sup> Werbeslogan des Sport-Fernsehsenders *DSF*.

wissenschaftliche Arbeit war ihnen schlichtweg egal. So fand ich ein nur minimal von mir beeinflusstes Forschungsfeld vor. Während dieser zweieinhalb Monate sprach mich nur einmal ein Spieler auf meine Arbeit an. Er ist selbst Student und interessierte sich für die von mir verwendeten Erhebungsmethoden. Erst als ich gegen Ende der Feldforschung die Interviews durchführte, kamen ein paar Fragen bezüglich meiner bisherigen Forschungsergebnisse auf. Eine wahrscheinliche Erklärung für das Desinteresse könnte sein, dass mich die Spieler als einen von ihnen sahen; dass ich aus ihrer Perspektive also mehr Fußballer denn Wissenschaftler war. Da ich mit vielen schon in der Vergangenheit zusammengespielt hatte, veränderte sich aus ihrer Perspektive wenig. Zum anderen gibt es in dieser Mannschaft sehr wenig Studenten und das allgemeine wissenschaftliche Interesse befindet sich auf einem bescheidenen Level.

Da man sich Anfang Juli gerade auf die Saison vorbereitete, standen in den ersten Wochen zunächst Lafeinheiten im Mittelpunkt des Trainings. Diese brachten immer wieder gute Gelegenheiten für Gespräche. War das Tempo in einem Bereich bis etwa 145 Pulsschläge pro Minute, konnte man nebenher über diverse Themen plaudern. Ich initiierte dabei selten ein Thema, sondern ließ den Gesprächsinhalt auf mich zukommen, um so erste Eindrücke über die Diskurse innerhalb der Mannschaft zu bekommen. Aus wissenschaftlicher Perspektive noch ertragreicher als die eigenen Gespräche war das Zuhören bei den anderen Konversationen. Hier wurden die Saisonziele erörtert, über die letzten Erlebnisse beim Ausgehen diskutiert oder über abwesende Spieler gesprochen. So erhielt ich einen Eindruck wie die Mannschaft „tickt“. Die Zusammensetzung der Laufgruppen, also welche Spieler nebeneinander rennen und miteinander sprechen, gab tendenziell auch Aufschluss über die Gruppen und Freundschaftsbeziehungen innerhalb der Mannschaft.

Die teilnehmende Beobachtung war sehr intensiv. Ich nahm an allen Trainingseinheiten teil, hatte meinen fixen Platz in der Kabine, trug die Mannschaftskleidung, war bei allen sozialen Aktivitäten wie gemeinsamem Ausgehen und diversen Feiern dabei. Der einzige Bereich, von dem ich ausgeschlos-

sen war, waren die Meisterschaftsspiele, da man immer nur für eine Mannschaft spielberechtigt ist und ich bei Team B gemeldet bin.

Bei Team B entschloss ich mich, mein wissenschaftliches Anliegen mittels eines Postings im vereinsinternen Internet-Forum publik zu machen. Ich erklärte meine Fragestellung und welche Methoden ich anwenden würde. Ich wählte den virtuellen Weg, da ich so sicher sein konnte, dass alle Spieler davon in Kenntnis gesetzt würden. Die Reaktion auf mein Vorhaben fiel identisch wie bei Team A aus. Im Forum äußerte sich niemand dazu. Auch bei den folgenden Spielen sprach mich niemand darauf an. Ein paar Wochen später fragten mich zwei Spieler unabhängig voneinander, was ich genau mit meiner Forschung herausfinden wolle. Das war es auch schon. Diese Mannschaft besteht zwar hauptsächlich aus (ehemaligen) Studenten, was ein generelles Interesse an Wissenschaft nahelegen würde, aber dem war nicht so. Eine Erklärung hierfür habe ich nicht. Wahrscheinlich spielt wie bei Team A auch eine Rolle, dass ich für sie kein externer Wissenschaftler bin, sondern ein Teamkamerad, welcher zufällig irgendetwas mit Fußball herausfinden möchte. Begünstigend bei beiden Mannschaften war sicherlich, dass ich ein Mann bin. Eine Frau hätte es ungleich schwerer gehabt, da sie schon alleine qua ihres Geschlechts jemand „anderer“ gewesen wäre und so den homosozialen Raum Fußball gestört hätte.

Insgesamt war die körperliche Beanspruchung während der teilnehmenden Beobachtung sehr hoch. Teilweise steckte ich so sehr mitten im Spiel, dass ich mich selbst immer wieder erinnern bzw. ermahnen musste, wozu ich das alles machte: Für eine wissenschaftliche Arbeit. Das war aber der springende Punkt - ich machte es eben nicht nur deshalb. Könnte man annehmen, dass das bei Team B normal ist, da ich hier auch spiele wenn ich keine Feldforschung mache, so war es bei Team A nicht viel anders. Ich trainierte, als würde ich um einen fixen Platz in der Startaufstellung kämpfen. Mir genügte es nicht, einfach nur zu forschen; ich wollte auch von den anderen Mitspielern als halbwegs ebenbürtig anerkannt werden.



Eriksen schreibt, dass „during participant observation, one tries to immerse oneself in the life of the locals and tries not to be noticed, so that they can carry on with their own lives as usual“ (2001: 26). Ich war überall integriert, hielt mich aber bei den Diskussionen und verschiedenen Aktivitäten zurück, um dieses „usual“ nicht all zu sehr zu beeinflussen. Es wäre illusorisch zu behaupten, als WissenschaftlerIn würde man bei einer teilnehmenden Beobachtung das Feld nicht verändern. Man sollte jedoch versuchen, den Grad der Veränderung so niedrig wie möglich zu halten. Dies war bei Team A leichter als bei B. Bei letzterem war ich schon vorher ein voll integriertes Mitglied. D. h., ich konnte mich nun nicht einfach aus den diversen Diskursen heraushalten. Ich versuchte aber, mich bei Themen, welche meine Diplomarbeit betrafen, in Zurückhaltung zu üben.

### **3.3.2 Qualitatives Interview**

Neben der teilnehmenden Beobachtung bildet das qualitative Interview den zweiten Grundpfeiler meiner Feldforschung. Es gibt zahlreiche Formen von Befragungen. Ich selbst führte drei verschiedene durch (Leitfadeninterviews, narrative Interviews, ethnographische Interviews). Allen waren folgende Merkmale gemeinsam:

- Einzelinterview (Ausnahme: ein Doppelinterview mit den Masseurinnen von Team A)
- mündlich
- weicher Stil der Kommunikation: „Beim weichen Interview versucht der Interviewer, das sympathisierende Verständnis für die spezielle Situation des Befragten zum Ausdruck zu bringen und dadurch die widerstrebende Haltung des Befragten abzubauen“ (Lamnek 2005: 343). Ich bezeugte allen meine Sympathie. Dies kostete mich jedoch gerade bei Aussagen, welche strikt gegen meine persönlichen Überzeugungen gin-

gen, große Überwindung. Da ich aber nicht zum Missionieren, sondern zum Forschen gekommen bin, ließ ich während den Interviews kritische Bemerkungen, durch sich der/die Interviewte angegriffen gefühlt hätte, weg<sup>31</sup>.

- die Art der Fragen war offen, d. h. die Interviewten konnten frei antworten und mussten nicht gemäß eines vorgegebenem Schemas antworten
- alle Interviews waren persönlich, face-to-face

Das Durchführen von Interviews machte aus mehreren Gründen Sinn. Durch (teilnehmende) Beobachtung lässt sich zwar viel erfahren, aber „subjektive Bedeutungen lassen sich nur schwer aus Beobachtungen ableiten“ (Mayring 2002: 66). Gerade über Tabus wird naturgemäß wenig bis gar nicht gesprochen. Ein typisches im Fußball wäre die (scheinbar nicht vorhandene) Homosexualität. Diese ist zwar in abwertender Weise im allgemeinen Fußballsprachgebrauch prominent vertreten, was aber dahinter steckt bzw. was die Akteure wirklich davon halten, darüber lässt sich oft nur mutmaßen. Oft ist es so, dass sich im Gruppenkontext die handelnden Menschen anders verhalten als in einem Einzelgespräch. Meines Erachtens spielt in beiden Fällen sozial erwünschtes Verhalten dabei eine gewichtige Rolle. Will man in der Gruppe ihren normativen Vorstellungen entsprechen, symbolisches Kapital akkumulieren, dann gibt man oft Äußerungen von sich, welche man in einem anderen Kontext nicht machen würde. In einem Einzelgespräch wiederum orientieren sich Menschen oft an den Normvorstellungen der interviewenden Person. Da ich in beiden Vereinen nicht als „Prolet“, Sexist, ausländerfeindlich, etc. bekannt bin, wurde auf meine Fragen z.T. politisch korrekter geantwortet als solche Themen im Mannschaftskontext erörtert wurden. Meines Erachtens gelten beide Sprechakte – in der Gruppe wie im Einzelinterview – als „wahr“. Ich bin nicht der Ansicht, dass nur eines von beiden eine Person vollkommen zeigt. Die Arbeit im Feld brachte mich zur Erkenntnis, dass nicht einer der beiden Pole zu privilegieren sei, sondern der ganze Raum dazwischen Gegenstand der Er-

---

<sup>31</sup> Kritisches habe ich mir für die Zeit nach dem Abschluss der Diplomarbeit aufgehoben.

kenntnisgewinnung ist. Deshalb ergänzen sich die teilnehmende Beobachtung und das qualitative Interview optimal.

Die 14 Interviews wurden ohne Umschweife gewährt. Ich konnte mit allen von mir angestrebten Personen die Befragung durchführen, was mich etwas überraschte. Mit soviel Entgegenkommen hatte ich nicht gerechnet. Hier dürfte wieder der lange persönliche Kontakt zu handelnden Akteuren im Feld eine Rolle spielen. Durchgeführt wurden sie in Cafes, in der Fußballkantine oder bei mir bzw. der befragten Person zuhause. Durchschnittlich dauerten die Interviews 1:40 h. Das längste beanspruchte 3 h und 52 Minuten, das kürzeste dauerte 42 Minuten. Insgesamt führte ich 13 Leitfadeninterviews, ein narratives Interview sowie zahlreiche ethnographische Interviews.

#### *3.3.2.1 Leitfadeninterview*

Laut Bortz und Döring ist das Leitfadeninterview die gängigste Form qualitativer Befragung. Als Vorteil heben sie vor allem heraus, dass durch „den Leitfaden und die darin angesprochenen Themen man ein Gerüst für Datenerhebung und Datenanalyse [erhält], das Ergebnisse unterschiedlicher Interviews vergleichbar macht“ (2002: 315). Es lasse aber noch ausreichend Spielraum, um der Spontaneität eines Interviews freien Lauf zu lassen.

Bei den beiden Mannschaften führte ich ausschließlich Leitfadeninterviews durch; alle gegen Ende der Feldforschung. Die teilnehmende Beobachtung erlaubte mir über mein Thema gewahr zu werden. Ich bekam einen Einblick worum es bei Männlichkeit im Fußball geht. Dieser bildete die Grundlage für die Erstellung des Leitfadens. Ich befragte aber nicht alle mit demselben, sondern gestaltete jedes Interview individuell. Ein Großteil der Fragen blieb zwar gleich, etwa ein Viertel aber bezog sich auf die betreffende Person direkt. Dieses Vorgehen erlaubte mir sowohl eine recht große Vergleichbarkeit aller Interviews, wie auch ein der Individualität der Akteure im Feld gerecht werden.

Bei der Auswahl der Interviewpartner versuchte ich einen repräsentativen Querschnitt der Mannschaften zu bekommen. Folgende Auswahlkriterien spielten dabei eine Rolle: alt/jung, länger/neu beim Verein, Student/Arbeiter/Angestellter, liberal/konservativ. Darüber hinaus habe ich bei beiden Mannschaften diverse Männer mit Machtpositionen (Kapitän, Obmann, Trainer) interviewt, umso auch die wichtigen Wortführer bzw. Meinungsmacher zu Wort kommen zu lassen.

Der Leitfaden war wie folgt gegliedert: Allgemeines, Männlichkeit, Homosexualität, Frauen. Vor Beginn des Interviews sagte ich den Interviewten, dass sich die Fragen ausschließlich auf sie selbst und ihre Mannschaft beziehen würden. Der allgemeine Teil nahm im Verhältnis zu den anderen den größten Raum ein. Hier versuchte ich mit meinen GesprächspartnerInnen „warm“ zu werden. Ich fragte z. B., warum sie überhaupt Fußball spielen, was ihnen wichtig in einer Mannschaft ist, wie sie ihre beschreiben würden oder was notwendig ist um akzeptiert zu werden.

Beim Männlichkeitsteil interessierte mich, ob für sie Fußball ein Männersport sei und vor allem warum. Aber auch was für die Befragten selbst Männlichkeit bedeute und ob sie eine Veränderung der Männlichkeit im Fußball in den letzten Jahren bemerkt hätten.

Beim Thema Homosexualität standen vor allem Fragen zum homophoben Sprachgebrauch im Fußball oder ob die Befragten schon mit einem schwulen Fußballer zusammengespield hätten im Vordergrund. Und schließlich die Gretchenfrage: „Wie würdest du bzw. die Mannschaft reagieren, wenn morgen der Spieler XY aufstehen und sagen würde, dass er schwul ist?“.

Zum Schluss stellte ich noch ein paar Fragen zum Thema Frauen. Diese bezogen sich zum einen auf fußballspielende Frauen allgemein und zum anderen auf die weiblichen Akteurinnen beim Verein, seien dies die Masseurinnen oder die Partnerinnen der Spieler.

Darüber hinaus interviewte ich auch Frauen, welche sich im nahen Umfeld der Mannschaft befinden. Bei Team A waren es die beiden Masseurinnen (22 und 23 Jahre alt) in einem Doppelinterview und bei Team B war es die Freundin eines Spielers. Diese Arbeit handelt zwar von Männlichkeit im Fußball aus der

Innenperspektive von zwei Mannschaften heraus, das schließt aber eine Beteiligung von Frauen bei der Konstruktion von Männlichkeit keineswegs aus. Die Gespräche mit den Frauen boten mir auch eine neue Sicht auf bestimmte Themen. War von den Fußballern zu einigen Bereichen oft dieselbe Meinung zu hören, so sprachen die Frauen sehr kritisch und reflektiert über Themen welche sie direkt betreffen (z.B. Sexismus, Anerkennung, Ausgrenzung), aber auch über Alkoholkonsum oder Homophobie. Ich befragte sie aber auch, wie das ganze Verhalten der Fußballer samt ihren Inszenierungen auf sie als Frauen wirke.

### *3.3.2.2 Narratives Interview*

Ein narratives Interview zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass der/die InterviewpartnerIn nicht mit standardisierten Fragen konfrontiert, sondern zum freien Erzählen animiert wird (vgl. Mayring 2002: 72). Laut Sieder soll es dem/der ErzählerIn überlassen werden, die Großerzählung, bestehend aus Geschichten, Beschreibungen, Bewertungen und Argumentationen, zu gestalten. Die interviewte Person ist wie im alltäglichen Leben einerseits entscheidungsfähig, andererseits aber auch nicht frei von Zwängen. Drei davon werden unterschieden (vgl. 2001: 153)<sup>32</sup>:

- Detaillierungszwang: so genau zu erzählen, dass der/die ZuhörerIn der Erzählung folgen kann
- Kondensierungszwang: das Interview nicht unnötig ausufern zu lassen, damit ein eventuell zuvor ausverhandeltes Zeitbudget nicht merklich überschritten wird oder die Aufmerksamkeit des/der Interviewers nicht zu überfordern
- Gestaltschließungszwang: darunter versteht man den Zwang, eine Erzählung in sich schlüssig und eindrucksvoll abzuschließen

---

<sup>32</sup> Weiterführende Literatur zum narrativen Interview: Lamnek (2005: 357-361), Scholz (2004: 73-79), Schütze (1977).

Ich führte ein narratives Interview mit einem vermeintlich bisexuellen Fußballer durch. Dieser spielt in keiner der beiden Mannschaften, in denen ich meine Feldforschung durchführte. Ich hörte von vielen Seiten ein Gerücht, dass es in einer anderen Mannschaft einen schwulen oder bisexuellen Fußballer gebe. Im Internet googelte ich den Spieler und fand seine Mailadresse heraus. Christian<sup>33</sup> antwortete mir sofort und nannte mir einen Termin für das Interview. Als wir uns in einem Cafe trafen, bestätigte sich mein Eindruck aus dem Mailverkehr sofort: Er war richtiggehend froh über „die Sache“ sprechen und seine Version der Geschichte erzählen zu können. Er bedankte sich bei mir, dass ich ihn direkt darauf angesprochen habe und nicht „hinterrücks“ versucht hatte, Informationen einzuholen. Christian betonte aber gleichzeitig, dass er es wünsche, dass sein Name in der Arbeit nicht vorkomme. Er meinte über die Sache sei mittlerweile Gras gewachsen und er wolle nicht wieder unnötig Staub aufwirbeln.

Ich entschied mich bei Christian für ein narratives Interview, weil ich schlichtweg wenig über seine Geschichte wusste. Ich hörte eben nur von einem Gerücht. Daher wählte ich diese Form, weil sie mir am geeignetsten schien, den Erfahrungen und der Geschichte von Christian gerecht zu werden. Das Interview folgte den Ausführungen von Höglinger (vgl. 2003: 38), die folgendes in Anlehnung an den bereits zitierten Sieder darlegt: nach meiner Einstiegsfrage („Wie ist es zu diesem Gerücht gekommen?“) griff ich so wenig wie möglich in die Erzählung und machte mir Notizen für eine Nachfragephase. Ich versuchte sie so zu stellen, dass sich Christian nie eines Rechtfertigungsdrucks ausgesetzt sah. Anstelle von Warum- und Wozu-Fragen wurden Wie-Fragen gestellt. Das Interview war für mich – und auch für ihn wie es mir scheint – sehr angenehm und informativ. Es bot mir einen tiefen Einblick in die Prozesse rund um das Tabuthema Homosexualität im Fußball.

---

<sup>33</sup> Anonymisierter Name; wie alle anderen auch.

### 3.3.2.3 *Ethnographisches Interview*

Neben den geplanten Befragungen gab es während der teilnehmenden Beobachtung eine Unzahl von spontan geführten informellen Gesprächen, welche für meine Fragestellungen relevant wurden. In der wissenschaftlichen Literatur wird dies als *ethnographisches Interview* bezeichnet. Kennzeichnend hierfür ist, dass der „räumlich-zeitliche Rahmen [...] dabei weniger eindeutig umgrenzt [ist] als in anderen Interviewsituationen“ (Flick 2002: 141). Für Spöhring steht im Vordergrund, dass die Unterhaltung wenig strukturiert ist, durch die der Forscher wie jeder „Fremde oder Neuling in der Gruppe gezielt Insider-Kenntnisse einholt“ (Spöhring 1995: 182).

War ich zwar kein vollkommener Neuling im Feld (Selbst- und Fremdwahrnehmung), hatte ich so doch über einige intime Gruppenprozesse innerhalb der Mannschaften keine genauen Kenntnisse. Ich versuchte meinen GesprächspartnerInnen nie das Gefühl zu geben, ausgehorcht zu werden. Die Unterhaltung hatte immer einen ungezwungen und beiläufigen Charakter.

Durch die ethnographischen Interviews stieß ich vielerorts auf Unerwartetes. Dies hatte zum einen den Vorteil, dass mein Beobachtungsblick auf bestimmte Diskurse, Vorkommnisse und Prozesse hin geschärft wurde. Zum anderen half es mir, beim erstellen des Leitfadens mehr in die Tiefe zu gehen und ihn individueller zu gestalten. Bei den Leitfadeninterviews war ich auf äußerste Diskretion bedacht und legte, wenn überhaupt, meine intimen Kenntnisse nur sehr dezent offen. So wahrte ich die Anonymität meiner InformantInnen und schaffte ein generelles Vertrauensverhältnis.

Aufgezeichnet wurden diese Gespräche post hoc im Rahmen der Feldforschungsnotizen.

## **3.4 Auswertung**

Die Datensätze wurden mittels Globalauswertung, offenem und axialem Kodieren (in dieser Reihenfolge) ausgewertet. Bei der Globalauswertung verschaffte ich mir einen Überblick über das Forschungsmaterial. Beim offenen Kodieren wurden erste Kategorien gebildet und im nächsten Schritt des axialen Kodierens abstrahiert und mit einander in Beziehung gesetzt. Im Folgenden werden die Schritte kurz näher erläutert.

### **3.4.1 Globalauswertung**

Die Globalauswertung (Legewie 1994) hat den Zweck, „eine Übersicht über das thematische Spektrum des zu interpretierenden Textes zu gewinnen“ (Flick 2002: 283). Gerade wenn viel Textmaterial zu analysieren ist, verschafft sie durch eine erste Gliederung und Reduktion der Datensätze eine Erleichterung für das spätere Kodierverfahren.

Anhand der Fragestellungen kürzte ich das jeweilige Interview um unwichtige Textstellen. Das reduzierte Material wurde dann grob gegliedert und nach Themen geordnet. Daran anschließend erzählte ich auf ca. einer Seite das Interview nach, benannte die wichtigsten Themen und machte einige Anmerkungen zur Interviewsituation.

### **3.4.2 Offenes Kodieren**

Das Textmaterial soll in Bezug auf die Fragestellung aufgebrochen werden (erfolgte z.T. schon bei der Globalauswertung). „Data are broken down into discretas, incidents, ideas, events, and acts and are then given a name that represents or stands for these“, so Strauss und Corbin (1998: 104). Die be-



nannten Kodes haben bei diesem Auswertungsschritt noch einen provisorischen Charakter und werden beim axialen Kodieren später dann noch verfeinert. Strauss betont, dass hier „nur“ der nächste Schritt getan wird, um das Dokument im nächsten Forschungsschritt nutzbar zu machen (vgl. 1998: 58). Die Kodes enthalten oft Ausdrücke welche die interviewten Personen selbst verwendet haben (*in vivo codes*). Für Flick ist es wichtig zu beachten, „dass die Ziele der Kodierung – einen Text aufzubrechen und zu verstehen und dabei Kategorien zu vergeben, zu entwickeln und im Lauf der Zeit in eine Ordnung zu bringen – nicht aus den Augen zu verlieren“ (2002: 264). Hilfreich hierbei ist das anfertigen von Memos, um Zusammenhänge zwischen den Kodes aufzuzeigen.

### **3.4.3 Axiales Kodieren**

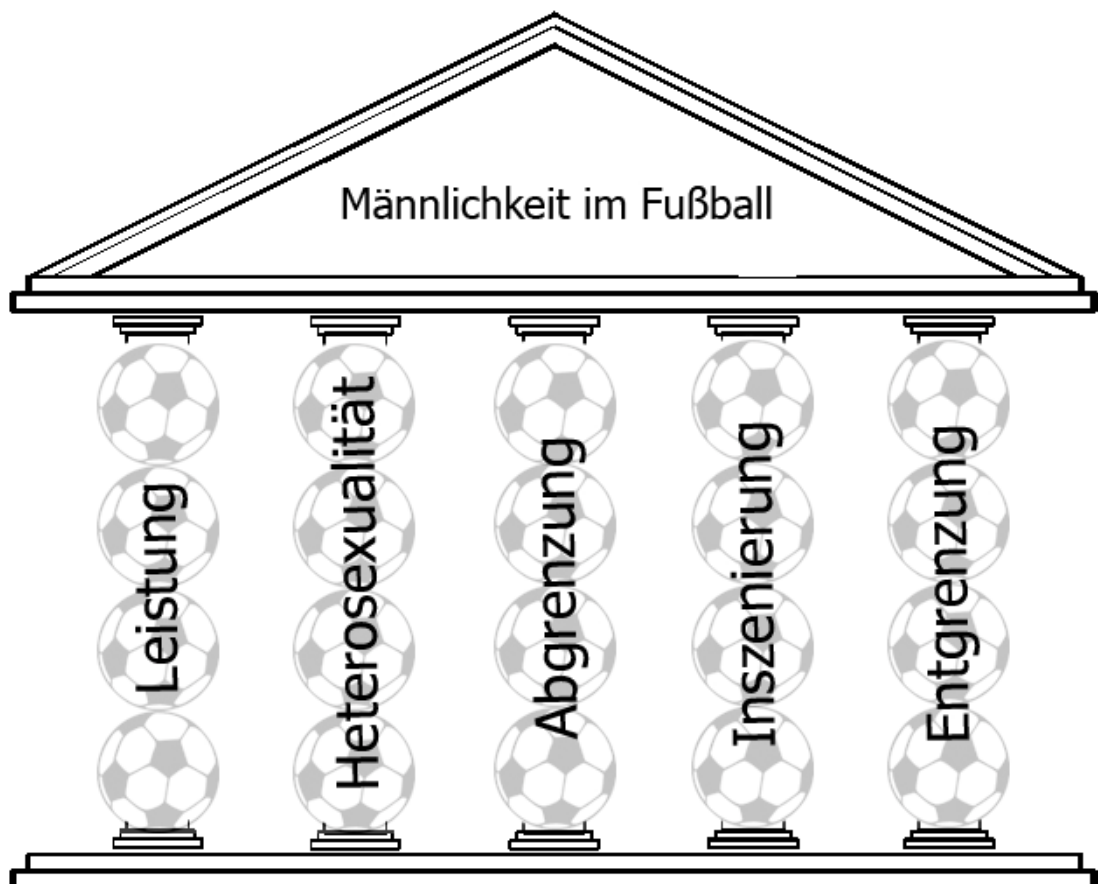
Beim axialen Kodieren werden die Kategorien des offenen Kodierens verfeinert und differenziert. Verschiedene von einander abgegrenzte Achsenkategorien (Hauptkategorien) werden gebildet. „Der Begriff axiales Kodieren ist für diesen Vorgang zutreffend, weil sich die Analyse an einem bestimmten Punkt um die ‚Achse‘ einer Kategorie dreht“, erläutert Strauss (1998: 63). Die Achsenkategorien werden in den Mittelpunkt gestellt, mit den dazu passenden Textstellen angereichert und untereinander in Beziehung gesetzt (vgl. Flick 2002: 265). Während beim offenen Kodieren die Themen des Untersuchungsmaterials benannt werden, werden beim axialen Kodieren diese Themen verbunden. Hypothesen entstehen, wenn Kategorien mit einander in Beziehung gesetzt werden (vgl. Höglinger 2002: 41).

# **TEIL 2:**

# **Empirie**

## 4. Die Säulen der Männlichkeit im Fußball

Der nun folgende empirische Teil wird die LeserInnen auf eine Reise in das Innerste der beliebtesten Sportart der Welt führen – in die Fußballmannschaft. Es sollen Einblicke in für ZuseherInnen normalerweise verborgene Bereiche wie mannschaftsinterne Diskurse, die Körper der Spieler, die Kabine oder diverse Rituale gegeben werden. Dabei geht es aber nicht darum, einen voyeuristischen Blick in das intime Innenleben eines Männerbundes zu erhaschen. Basierend auf der Feldforschung werden die Säulen der Männlichkeit im Fußball vorgestellt, welche zu einem tieferen sozialwissenschaftlichen Verständnis dieses Massenphänomens beitragen sollen.



*Die Säulen der Männlichkeit im Fußball.*

## 4.1 Leistung

### *Einwurf*

Ein neuer Spieler kommt in die Kabine. Der Trainer stellt ihn kurz vor. Man schenkt ihm keine genaue Beachtung. Reserviertheit. Die Mannschaft geht auf den Platz. Zum Aufwärmen wird eine Hösche<sup>34</sup> gespielt. Der neue Spieler bekommt zweimal ein Gurkerl. Die anderen lachen. Beim Trainingsspiel 5 vs. 5 kann er nicht überzeugen. Er verliert die meisten Zweikämpfe, liegt viel am Boden und verzettelt sich in unnötige Trickereien. Der erste Eindruck ist verfestigt. Der Präsident hat eine Niete eingekauft.

Es kommt nicht von ungefähr, dass Leistung als erste Säule beschrieben wird. Sie ist ein zentrales Moment bei der Konstruktion von Männlichkeit in einer Fußballmannschaft. Als ich die Spieler fragte, was wichtig sei, um in der Mannschaft akzeptiert zu werden, kam sie an erster Stelle. Der Leistungsaspekt lässt sich in zwei Ebenen unterscheiden: Eine Individuelle und eine Kollektive. Bei der Individuellen geht es vor allem um Ansehen und Akzeptanz in der Mannschaft. Ein paar Zitate aus den Interviews<sup>35</sup> verdeutlichen dies:

„Ein Talent sollte man erkennen. Wenn du mit denen nicht mithalten kannst, dann kannst du auch noch so ein netter Bursch` sein, aber sie nehmen dich nicht an.“ (Trainer, Team A)

„Ein neuer Spieler wird an der Spielstärke beurteilt.“ (ein Spieler von Team B)

---

<sup>34</sup> Wienerisch; In Tirol heißt dieses Übungsspiel „Mischer“. Mehrere Spieler bilden einen Kreis, passen sich den Ball zu und ein oder zwei andere Spieler in der Mitte versuchen ihn zu berühren. Gelingt das, muss derjenige von den kreisbildenden Spielern, welcher den Ball zuletzt berührt hat, in die Mitte des Kreises gehen und nun seinerseits versuchen wieder an das Spielgerät heranzukommen.

<sup>35</sup> Um die vollständige Anonymität aller Spieler zu gewährleisten, wurde nur erkenntlich gemacht aus welchen Teams sie stammen. Trainer, Kapitäne und die Masseurinnen gaben ausdrücklich ihr Einverständnis unter dem Namen ihrer Mannschaftsfunktion in dieser Arbeit aufzuscheinen. Werden Dialoge aus den Interviews zitiert, dann ist der Interviewer mit „I“ abgekürzt, der/die Interviewte mit X (bzw. Y).

„Leistung ist sehr wichtig. Auch um gegenüber anderen was sagen zu können. Leistung und Aktivitäten außerhalb vom Fußballplatz sind das Wichtigste, um in einer Mannschaft akzeptiert zu werden.“ (Kapitän, Team A)

„Fußballerisch muss ich akzeptiert werden. Dass sie wissen, dass ich was drauf habe. Wenn sie nicht alle sagen, hör zu, du bist ein Lapperle, geh wo anders hin – Das ist schon das Wichtigste. Der Rest ist mir egal, was sie denken.“ (ein Spieler von Team A)

„Man muss nicht nur gut spielen können, sondern auch seine Leistung bringen. Das ist das Wichtigste. Konstanz ist bei einem Führungsspieler sehr wichtig, auch für seine Glaubwürdigkeit.“ (Spielertrainer, Team B)

„Leistung ist primär wichtig, um in einer Mannschaft akzeptiert zu werden.“ (ein Spieler von Team A)

Gerade für Spieler, welche neu in einer Mannschaft sind, ist das Leistungsvermögen und die tatsächlich erbrachten Leistungen in Meisterschafts- und Cupspielen von größter Bedeutung. Die Neuen werden zu Beginn als Teil einer Zweckgemeinschaft gesehen, welche der Erfolgsmaximierung dienen sollen. Ganz Unrecht hat der Trainer von Team A nicht, wenn er einen absoluten Zusammenhang zwischen Leistung und Akzeptanz in der Mannschaft herstellt. In dieser Dimension ist dies allerdings nicht zu sehen – es gibt Spielräume. Können neue Mannschaftsmitglieder zu Beginn nicht überzeugen, müssen sie im Laufe der Zeit in anderen Bereichen besondere „Qualitäten“ beweisen. Ein Spieler von Team A meinte: „Wenn man nicht gut ist, dann muss man sich erst recht unterordnen und beim weggehen dabei sein.“<sup>36</sup>. Gemeinsame Bar- oder Clubabende haben zur Folge, dass der Mensch hinter dem Fußballer hervortritt. Er wird dann nicht nur mehr als der möglicherweise defizitäre Mannschaftskollege wahrgenommen. Andere Gemeinsamkeiten wie bestimmte Hobbys, Musikgeschmack oder Ausbildung werden sichtbar.

---

<sup>36</sup> Welche Bedeutung das gemeinsame Ausgehen hat, ist in den Kapiteln *Inszenierung* und *Einstandsfeier* nachzulesen.

Bei Team A kam am Anfang der Saison mit Markus ein Spieler in die Mannschaft, den niemand kannte. Dadurch, dass er ein unbeschriebenes Blatt war, wurde er am Anfang nur über seine eher bescheiden fußballerischen Qualitäten beurteilt. Er zeigte sich darüber hinaus nicht gewillt, am „Integrationsspiel“ teilzunehmen. Markus blieb nach dem Training nie auf ein Bier und war bei offiziellen Anlässen wie der Einstandsfeier nicht zugegen. Darüber hinaus fiel er durch einen divergenten Kleidungsstil (Heavy-Metal-Shirts) auf. Die Mehrheit der Mannschaft bevorzugte sportlich-elegante Markentextilien. In diesem Team ist es üblich, dass man sich ständig gegenseitig aufzieht. Er konnte damit nicht umgehen und nahm vieles persönlich statt mit Humor. Zugespitzt wurde alles noch durch die unrealistische Selbsteinschätzung seines fußballerischen Leistungspotentials. Er sah sich auf Augenhöhe mit den guten Spielern in der Mannschaft. Insgesamt bot er eine große Angriffsfläche für Hänseleien. Nach zwei Monaten hatte er genug davon. Er wollte sich seiner sozialen Isolation nicht mehr aussetzen. Darüber hinaus konnte er nicht verstehen, warum er nur Ersatzspieler war. Nach kurzer Zeit beendete er seine „Karriere“ bei Team A.

Anders gestaltete sich das bei Jochen. Er kam auch neu und relativ unbekannt zur Mannschaft. Schnell wurde klar, dass er keine Verstärkung sein wird. Im Gegensatz zu Markus wollte er aber dennoch Teil der Mannschaft sein. Sein Werdegang verlief diametral zu dem von Markus. Er akzeptierte seine untergeordnete Rolle in der Leistungshierarchie der Mannschaft, konnte aber durch Teilnahme an Aktivitäten abseits des Fußballplatzes eine für ihn selbst akzeptable Position in der Mannschaft finden.

Dieses Beispiel zeigt, dass ein Spieler, der aufgrund mangelhaften Könnens einer untergeordneten Männlichkeit zugeordnet wird, durch wiederholte Partizipation an sozialen Aktivitäten zu einer komplizenhaften Männlichkeit „aufsteigen“ kann.

Als dominante Männlichkeit per se ist der sogenannte *Führungsspieler* zu sehen. In Diskussionen über das ideale Mannschaftsgefüge ist oft von „Hauptlin-

gen“ und „Indianern“ die Rede. Von Ersteren sollte es nur ein paar wenige im Team geben, die den Rest – eben die „Indianer“ – führen.

„Konstanz ist bei einem Führungsspieler ja auch sehr wichtig. Um die Glaubwürdigkeit vor den anderen Spielern zu haben, die er auch haben sollte um ihnen was zu sagen.“ (Spielertrainer, Team B)

„Mir kommt vor, wenn der Kapitän dabei ist, dann fühlt sich die Mannschaft insgesamt sicherer. Allein wenn der die Kapitänsschleife oben hat, das macht ganz viel aus.“ (eine Masseurin)

„Ein Führungsspieler sollte Respekt innerhalb der Mannschaft genießen. Er sollte zumindest 80 bis 90 Prozent der Spiele halbwegs gut sein. Wenn er keine gute Leistung bringt, kann er im Endeffekt kein Führungsspieler sein. [...] Der Libero oder Kapitän sollen keine unantastbaren Personen sein. Er soll einen offenen Umgang haben und jüngeren und neuen Spielern helfen und er soll einen guten Draht zum Trainer haben.“ (ein Spieler von Team A)

Die Führungsspieler stehen in der Hierarchie ganz oben. Faktoren wie soziale Kompetenz oder wie lange man schon beim Verein ist (je länger desto besser) spielen dabei eine Rolle. Das entscheidende Kriterium ist aber, wie in den zitierten Interviews ersichtlich, die Leistung. Ein Führungsspieler ist nur ein solcher, wenn sein Können über dem Mannschaftsdurchschnitt steht. Das alleine befähigt ihn noch nicht zu dieser Position, ist aber Grundvoraussetzung. Die Erwartungen seiner Mitspieler (der „Indianer“) an ihn sind hoch: Er muss in kritischen Momenten das Heft in die Hand nehmen, das Spiel organisieren, muss über die ganze Saison konstant gute Leistungen bringen und im Match für die entscheidenden Impulse sorgen. An diesem Anspruch wird er gemessen; er muss seine Eignung permanent bestätigen. Der Führungsspieler wiederum profitiert von seiner Position durch symbolisches Kapital, welches er sowohl intern (von der Mannschaft) wie extern (von den ZuseherInnen) bekommt. Darüber hinaus hat er eine gewisse Form von Gestaltungsmacht innerhalb des Teams - sein Wort hat Gewicht.

Wie bereits erwähnt, ist die Grundlage der ernstesten Spiele das Isometrieprinzip – „das Prinzip gleicher Ehre“ (Bourdieu 1997: 204). Wird man nicht als ebenbürtig anerkannt, hat das automatisch Auswirkungen auf die Männlichkeit. In einer Fußballmannschaft kann daher jemand, der signifikant unter dem Leistungsdurchschnitt liegt, niemals eine dominante Form von Männlichkeit verkörpern. Nur über Wege abseits des Fußballplatzes kann er danach trachten, zumindest eine niedrigere Form von komplizierter Männlichkeit zu erreichen. Schafft er dies nicht, wird er, wie das Beispiel von Markus gezeigt hat, über kurz oder lang keinen Platz in der Mannschaft haben.

Der Leistungsaspekt spielt aber nicht nur für die Spieler individuell eine Rolle. Bei mäßigen Erfolgen oder schlechten Leistungen kann auch einer ganzen Mannschaft die Männlichkeit abgesprochen werden. Beide von mir untersuchten Mannschaften sind im Moment in ihren Ligen erfolgreich. Team A hat sich als ehemals dauernder Abstiegs kandidat im vorderen Tabellenviertel festgesetzt. Bei Team B läuft es noch besser. Nachdem man unglücklich abgestiegen war, schaffte man zwei Jahre später ungeschlagen den Wiederaufstieg. Den Nimbus der Unbesiegbarkeit konnte man auch in der höheren Spielklasse behaupten. Aktuell wird um den nächsten Meisterschaftstitel gekämpft. Dies hat auch wesentliche Auswirkungen auf gruppeninterne Prozesse. Beim Fußball, wie im Übrigen in vielen anderen Bereichen der Gesellschaft, werden bestimmte Aspekte des sozialen Zusammenseins erst in Krisen sichtbar. In Zeiten des Misserfolgs wird im Fußball auf einen archaischen Fußballertypus rekurriert. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass er die „heiligen“ Grundtugenden – „kämpfen, laufen, Herz zeigen“ (Trainer von Team A bei einer Ansprache) – bis zur Selbstaufgabe verinnerlicht hat. In Krisensituationen bleibt kein Platz für „unnötige“ technische Feinheiten und Spielzüge. Rackern bis zum Umfallen ist das Motto; notfalls auch mit unbotmäßiger Härte – Kämpfertypen sind gefragt. Schafft es die Mannschaft nicht, dieser Norm gerecht zu werden, kommen vom Trainer, Zuschauern (Zuseherinnen konnte ich dabei keine beobachten) oder dem Präsidenten Beleidigungen wie „Ihr spielt wie Weicheier!“ oder



„Ihr Schlappschwänze!“, was nichts anderes als ein kollektives Absprechen der Männlichkeit der ganzen Mannschaft ist.

## 4.2 Heterosexualität

### *Einwurf*

X: Die in der Bar hat sich ja gestern richtig rangeschmissen an dich.

Y: Die war eine richtig geile Sau. Der musste ich nur ein paar nette Sachen sagen und schon war sie zu allem bereit. Und ich meine wirklich zu allem!

X: Was soll das heißen? Was hast mit ihr gemacht?

Y: Noch in der Bar sind wir aufs Klo und da hat sie mir einen angeblasen. War das geil! Dann sind wir zu mir nachhause. Dort hab ich sie zuerst normal gefickt – die ist komplett rasiert gewesen – und dann hab ich sie in den Arsch gefickt.

Heterosexualität, so scheint es, gehört zum Männer-Fußball genauso dazu, wie feststeht, dass der Ball rund ist und ein Spiel 90 Minuten dauert. Sie ist zweifellos etwas Gegebenes. Doch wie beschreibt man etwas, das so selbstverständlich ist, dass es keiner weiteren Thematisierung bedarf? Auch Bourdieu setzte sich mit diesem Problem auseinander:

„Es fällt nicht leicht, jede subjektive Erfahrung in Worte zu kleiden, die an eine solche Welt des verwirklichten ‚Es muß sein‘ gebunden ist, wo Dinge, die kaum anders sein könnten, doch nur sind, was sie sind, weil sie so zu sein haben; wo man zur gleichen Zeit das Gefühl haben kann, daß nichts anderes zu tun sei als das, was man tut, und man nur tut, was man tun muß.“ (1979: 327)

Für Meuser kennzeichnet sich das fraglos Gegebene durch seine in „tausendfacher Interaktion eingeschliffene [...] habitualisierte[n] Handlungspraxis“, welche darüber hinaus eine normative Kraft besitzt (2006: 187). Die Norm zeigt an, was sein muss und gibt gleichzeitig Auskunft darüber, was nicht sein darf<sup>37</sup>. Dass alle Spieler heterosexuell sind, gilt als selbstverständlich und wird in den Mannschaften nicht thematisiert. Um die Heterosexualität dennoch irgendwie greifbar zu machen und nicht nur über ihre negative Folie, die Homo-

<sup>37</sup> „Was nicht sein darf“ sind zum Beispiel schwule Spieler im homosozialen Raum Fußball. Mehr dazu im Kapitel *Abgrenzung gegenüber schwulen Männern*.

sexualität, zu beschreiben, konzentriere ich mich hier auf die expressiven heterosexuellen Berichte über Praktiken und Äußerungen. Diese sind vor allem im (sexuellen) Umgang mit Frauen und in Gesprächen und Prahlereien über erotische Abenteuer zu finden.

In beiden Mannschaften sind sexuelle Begegnungen mit Frauen ein Thema. Quantitativ besteht jedoch ein Unterschied. Bei Team A wird darüber um einiges öfter gesprochen als in Team B. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass bei Team A ein paar Spieler, die als dominante Persönlichkeiten im Mannschaftsgefüge zu sehen sind, in keiner festen Beziehung leben. Des Weiteren gilt es als ein mehr als legitimes, verwegenes Verhalten, selbst in einer festen Partnerschaft fremdzugehen. „Sexgeschichten“ über feste Freundinnen werden nie ausgeplaudert. Das hängt mit dem konventionellen Frauenbild der Mannschaft zusammen. Die eigene Freundin hat „rein“ zu sein hat und man will sie nicht den sexualisierenden Blicken seiner Mitspieler aussetzen bzw. sie ihnen gar „schmackhaft“ machen. Generell sind bei Team A die Partnerinnen viel weniger in den sozialen Kontext der Mannschaft integriert als bei Team B. Die Masseurinnen führen zu diesem Umstand folgendes an:

X: „Soll ich ganz ehrlich sein? Wenn die unter Männern sind, da geht es nur darum, dass sie irgendwelche anderen Weiber aufreißen. Da hat die Freundin nichts zu suchen.“

Y: „Das stimmt.“

X: „Wenn die in der Gruppe am Weg sind zählt nur das. Die Freundinnen sind da ein störender Faktor.“

Y: „Das ist dann nur, dass sie darüber reden können.“

I: „Aber es ist schon so, dass wenn man einen Haufen Mädels hat, dass es eher was ist, was gut ist.“

X: „Ja. Auf jeden Fall. Das kommt immer gut an. Aber es ist nicht ausschlaggebend für das ob du da dabei bis oder nicht.“ (Masseurinnen, Team A)

One Night Stands sind ein beliebtes Gesprächsthema. Wie aus dem Einwurf ersichtlich, wird detailliert erzählt, was genau passiert ist. Der erzählende

Spieler zeigte sich sichtlich stolz, dass er nicht nur „normalen“ Geschlechtsverkehr mit einer Frau hatte, sondern dass er darüber hinaus Analverkehr mit ihr hatte, was für ihn als eine Art „Extra“ oder „Bonus“ zur „Standardnummer“ gilt. Der Anerkennung seines Zuhörers konnte er sich sicher sein<sup>38</sup>.

Generell wird die Fußballmannschaft bei Team A als Form von Freiraum betrachtet; wie die Masseurinnen durchklingen lassen, auch zum Fremdgehen. Ein beliebter Leitspruch ist: „Was in der Mannschaft passiert, bleibt auch in der Mannschaft.“. Dies bewahrt die Spieler vor einem „Publikwerden“ ihres Verhaltens und ihrer Handlungen. In der Realität ist es nicht so, dass die Mannschaft hermetisch abgeriegelt ist und nichts nach draußen dringt. Es wird sowohl intern als auch mit Externen getratscht. Innerhalb des Teams geschieht dies offen, mit mannschaftsfernen Personen werden die Geschichten hinter vorgehaltener Hand erzählt.

In einem informellen und durch Alkohol durchtränkten Gespräch erzählte mir jemand, dass es auch schon vorgekommen ist, dass drei Spieler gleichzeitig im selben Raum von drei Frauen (welche untereinander befreundet sind) oral befriedigt wurden. Unsicher ob das nicht nur eine Art Mannschafts-Legende sei, fragte ich bei anderen Spielern nach, welche mir glaubhaft den Eindruck vermittelten, dass es sich hierbei wohl wirklich um ein reales Ereignis handelt. Im Mannschaftsdiskurs wurde, nicht überraschend, die Dichotomie von „Hengst und Hure“ bemüht. Die drei Spieler werden als die „geilen Stecher“ angesehen, während hingegen die drei Frauen durchwegs „Schlampen“ sind. Interessant erscheint mir auch, welche Bedeutung dieses sexuelle Erlebnis für die drei Spieler untereinander hat. Als ich mit ihnen generell über diese Gruppenfellatio sprechen wollte, bestätigten sie mir zwar, was ich von ihren Mannschaftskameraden gehört hatte. Es war mir aber nicht möglich zu erfahren, welche emotionalen Assoziationen dieses Ereignis bei ihnen auslöste. Hätte ich direkter danach gefragt bzw. auf einer Antwort bestanden, wäre mein Verhalten

---

<sup>38</sup> Inwieweit die Darstellung des betreffenden Abends der Realität entspricht, entzieht sich selbstverständlich meiner Kenntnis. Prahlerei und Übertreibungen sind jedoch nichts Ungewöhnliches in solch einem Kontext.

möglicherweise als indiskretes Ausspionieren aufgefasst worden und hätte mir so Informationsquellen zu anderen Themen verschlossen. Deswegen kann hier nur spekuliert werden. Generell fühlt man sich an Bourdieus *Die männliche Herrschaft* erinnert, in dem er von Männlichkeitsprüfungen wie gemeinsamen Bordellbesuchen schreibt, welche den Zusammenhalt zwischen Männern festigen sollen. „An solchen Praktiken wird die Heteronomie aller Männlichkeitsbe-kundungen, ihre Abhängigkeit vom Urteil der Männergruppe, eklatant“ (2005: 95). Dies kann in diesem „Fall“ auf zwei Ebenen bezogen werden: Zum einen ist es eine Demonstration von Heterosexualität; zum anderen führt es den an-deren im wahrsten Sinne die eigene Potenz vor Augen, welche unmittelbar mit Männlichkeit gekoppelt ist. Es muss jedoch auch in Erwägung gezogen wer-den, dass zwar nicht nur, aber eben auch, sexuelle Lust bei dieser Gruppen-fellatio eine Rolle gespielt hat.

Bei Team B ist es nicht unüblich die Partnerin zum Fußball und den Aktivitäten außerhalb (Partys, Ausgehen) mitzunehmen. Weder gibt es die Forderung ih-rer Anwesenheit, noch ist sie unerwünscht. Hier äußert sich die Heterosexua-lität der Spieler nicht so sehr im promiskuitiven Verhalten. Es steht mehr die Rolle des reifen, verantwortungsvollen, sich um seine Freundin sorgenden Mannes im Vordergrund. Dies klingt auch in einigen Antworten, auf die Frage, was denn für die Interviewten selbst Männlichkeit sei, durch:

I: „Was heißt für dich überhaupt männlich und unmännlich?“

X: „[...] Ein starker Arm vielleicht. [...] Was ich mir oft denke, wenn es um Männ-lichkeit und Mann geht, dass es für mich gar nicht so wichtig ist, es von Frauen abzugrenzen sondern eher vom Bub oder Junge sein. [...] weil man schon teil-weise seine Rolle finden muss und für mich liegt das eben mehr in der Abgren-zung vom Nicht Erwachsenen zum Erwachsenen.“

I: „Was macht da den Unterschied aus?“

X: „Na ja einerseits, dass man Verantwortung tragen will und bereit ist dazu und das quasi auch rechtfertigen kann, dass man das Vertrauen rechtfertigt, das man bekommt, dass man eine gewisse Disziplin hat Sachen, die nicht so angenehm

sind, auch anzugehen und zu machen. Dass man sich selber zurücknehmen kann.“ (Spielertrainer, Team B)

„Mir ist es schon wichtig männlich zu sein. Ich betrachte mich schon als männlich mit meinem Gehabe, wie ich bin, wie ich auftrete, wie ich zu meiner Familie stehe. Also ich bin schon männlich.“ (Andreas, Team B)

I: „Gibt es so Situationen wo du dich als Mann gefordert fühlst?“

H: „[...] Es hat generell nicht so eine riesige Bedeutung für mich. Ich fühle mich selbst gefordert, aber das hat nichts mit männlich oder weiblich zu tun. Da gibt es genug Frauen auch, die sich selbst gefordert fühlen. Gut, vielleicht wenn ein Einbrecher kommt, sollte ich vor meiner Freundin aufstehen oder so. Zum Verteidigen, zum Schutz.“ (Helmut, Team B)

Aus der teilnehmenden Beobachtung heraus lässt sich feststellen, dass die Anforderungen, die der Spielertrainer an sich selbst hat, auch in Bezug auf seine Partnerin gelten. Er spricht davon, dass für das Finden der Rolle als erwachsener Mann unweigerlich eine feste Beziehung gehört und dass man dabei verantwortlich, d. h. nicht beziehungsgefährdend, handelt. Für Helmut ist seine Männlichkeit sehr wichtig, welche sich vor allem im Beschützen und Versorgen seiner Familie ausdrückt. Andreas führt als Beispiel das Verteidigen seiner Freundin in einer gefährlichen Situation an. Insgesamt verdichtet sich bei Team B das Bild um die Triade *Erzeuger-Beschützer-Versorger* der gesellschaftlich bedeutenden Rollen von Männern (vgl. Neuber 2006: 126).

## 4.3 Abgrenzung ...

Abgrenzungen nehmen im Fußballalltag einen breiten Raum ein. Sind sie auf den Tribünen durch die Fangesänge allgegenwärtig, so sind sie auch innerhalb von Fußballmannschaften nicht minder vertreten. In der Anrufung des vermeintlich Schlechten, Verachtenswerten oder Ekelhaften erhöht man seine eigene Position und zeigt über die Abgrenzung zur Negativfolie, was man selbst nicht ist bzw. welchen Eindruck man vermitteln möchte. Vor allem drei Gruppen werden hier besonders oft bemüht: die gegnerische Mannschaft, schwule Männer und Frauen. Bis auf erstere scheint das keine fußballspezifische Besonderheit zu sein. Für den Anthropologen David Forrest ist das in Anlehnung an Foucault auch typisch für moderne Institutionen wie die Armee und Verwaltungsapparate:

„Heterosexual' men are expected to be aware of how different they are from both women and homosexuals – between being a homosocial man and a homosexual man, or, to put in another way, between being a ‚man's man' and ‚interested in men'. The ideological construction of ‚homophobia' serves to tell us how different the two are.“ (Forrest 1994: 104)

### 4.3.1 ... gegenüber dem Gegner

#### *Einwurf*

Das Derby steht an – der emotionale Höhepunkt der Saison. Beide Mannschaften stehen unter hoher Anspannung. Wer das Spiel verliert, muss sich in den nächsten Monaten Hohn und Spott gefallen lassen. Die Gästebücher der Vereinshomepages quellen über vor großspurigen Ankündigungen, was der Gegner zu erwarten habe, wenn er den Platz betritt: Nichts Gutes. Der Trainer macht seine Jungs vor dem Spiel heiß: „Denen verpassen wir heute eine Fußballlektion. Die sollen von Anfang an spüren,

dass es gegen uns heute nichts zu holen gibt. Ihr wollt euch doch nicht danach von denen verarschen lassen, oder?“

Die Abgrenzung zum Gegner ist wohl die logischste Form der Grenzziehung im Fußballkontext. *Wir* (die eigene Mannschaft) und die *anderen* (die gegnerische Mannschaft) kämpfen um den Sieg, um drei Punkte für die Tabelle, welche hauptverantwortlich für die Gemütslage eines jeden Teams ist. Diese Form der Abgrenzung kann in formale und nicht-formale Aspekte unterteilt werden.

Zu den formalen gehört die Segregation der beiden Mannschaften vor dem Spiel. Man zieht sich nicht gemeinsam in einer Kabine um, sondern ist getrennt untergebracht. Man könnte einwenden, das sei notwendig, weil sonst der Gegner die Aufstellung und die Taktik für das Spiel erfährt. Dem ist entgegenzuhalten, dass bei Team B diese Angelegenheiten am Fußballfeld selbst besprochen werden. In der Kabine zieht man nur sein Trikot an. Die Segregation geht dann beim Aufwärmen vor dem Spiel weiter. Beide Teams betreten den Platz. Jede Mannschaft begibt sich auf eine eigene Hälfte. Erst mit dem Anpfiff des Spiels löst sich diese lokale Grenzziehung zumindest für die spielenden Fußballer auf. Die Ersatzspieler und die Betreuer (Trainer, Co-Trainer, manchmal Funktionäre, Masseur/Innen) der beiden Vereine nehmen auf getrennten Ersatzbänken am Spielfeldrand Platz. Diese sind zumeist mit einem Dach zum Schutz vor Regen versehen, worauf oft ein Schild mit Heim und Gast angebracht ist. Dies zeigt nochmals deutlich, dass *wir* hier Zuhause sind, dass das *unser* Platz ist (aus Sicht der Heimmannschaft), dass *wir* immer auf *unserer* Bank Platz nehmen. Der Heimplatz hat für die beiden Mannschaften (und auch für jede, in der ich bis jetzt gespielt habe) einen fast mythischen Charakter. Das ist *unser* Territorium, da haben die *anderen* eigentlich nichts verloren. Überall auf der Welt, ob bei den Profis oder bei den Amateuren, ist es eine Fußballerweisheit, dass man, über die gesamte Saison gesehen, in der Regel zuhause mehr Punkte holt als auswärts. Auch für die von mir untersuchte Mannschaft macht es einen bedeutenden Unterschied, ob man als Heim- oder als Auswärtsmannschaft ins Spiel geht. Man will nie verlieren, aber zuhause



noch weniger. Diese Bedeutung kommt schon in der Besprechung des Trainers zum Tragen. So heißt es immer wieder: „Wir spielen Zuhause. Die machen keinen Stich gegen uns. Wir lassen sie von Anfang an merken, wer hier die Heimmannschaft ist. Das ist unser Platz. Hier gibt es für keinen was zu holen!“ Am sichtbarsten ist die Grenzziehung an der Spielbekleidung zu sehen. Die Historikerin Ute Frevert benennt in ihrem Artikel „Männer in Uniformen“ drei Funktionen, welche die Uniform für die Armee hat(te): sie sollte den Soldaten für andere erkenntlich machen, die Soldaten untereinander sichtbar machen und darüber hinaus sollte die Uniform die Zugehörigkeit zur Institution des Militär demonstrieren (vgl. 2003: 283). In Bezug auf Sportlertrikots schreibt sie, dass sie sich „sofort und direkt als Zeichen lesen [lassen]. Auch außerhalb ihres Kontextes weisen sie ihre Träger als Angehörige einer klar umgrenzten Gruppe aus“ (ebd.: 278). Genauso verhält es sich auch mit Fußballdressen. Dienen die unterschiedlichen Trikots vorrangig dazu, im hektischen Spiel die eigenen Mitspieler und die Gegner auseinander zu halten, bedeuten sie jedoch viel mehr. Die Farben der Heimdressen sind nicht beliebig ausgewählt, sondern repräsentieren die Vereinsfarben. Diese sind ein identitätsstiftender Faktor für die Mannschaft wie für ihr Umfeld und den Fans. Denkt man an Profimannschaften dann wäre es undenkbar, dass etwa Real Madrid seine Heimspiele in einer anderen Farbe bestreitet als in weiß. Bei den beiden von mir untersuchten Mannschaften spielt dies für Team A eine wesentlich größere Rolle als für Team B. Das ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Zum einen existiert der Verein schon beinahe 100 Jahre, während hingegen Team B „nur“ auf eine etwa dreißigjährige Geschichte verweisen kann. Die Tradition und damit die Farben haben sich bei ersteren mehr gefestigt und ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Team A ist darüber hinaus auch finanziell potenter. Etwa alle drei Jahre werden neue Trikots gekauft (Heim- und Auswärtsdressen, eine Langarmgarnitur). Team B spielt schon seit so vielen Jahren mit den gleichen Dressen, dass man die Jahreszahl nicht mehr exakt verifizieren kann. Hier gibt es einen Satz Kurzarm- sowie einen Satz Langarmdressen in unterschiedlichen Farben. Die Trikots werden hier vor dem Spiel nicht nach Heim- und Auswärtsspiel ausgewählt, sondern nach dem Wetter.

Während des Aufwärmens und der 90 Minuten des Fußballspiels, verwandeln sich die Spieler, metaphorisch oder symbolisch ausgedrückt, in eine Einheit, in ein Kollektiv, in die Repräsentanten ihres Vereins. Das Verhältnis zwischen dem Spieler und seinem Trikot hat in dieser Zeit dieselbe Bedeutung, die Frevert auf die Beziehung Soldat und seine Uniform<sup>39</sup> beschreibt: „Die Uniform reduzierte ihren Träger auf eine einzige Identität, die alle anderen übertönte“ (ebd.: 284). Weiter heißt es: „Die Uniform als Kollektivsymbol unterstrich die Gruppenerfahrung und setzte Männerkameradschaft als hohen Identifikationswert in Szene“ (ebd.: 292).

Neben der durch ein Regelwerk organisierten Abgrenzung zum Gegner, gibt es noch unreglementierte Aspekte. Dies betrifft vor allem „besondere“ Beziehungen zu anderen Mannschaften. Während sowohl Team A als auch Team B zu den meisten Gegnern in ihrer Liga eine auf den kompetitiven Charakter des Spiels begründete Gegnerschaft haben, welche sich nach dem Spiel wieder auflöst, gibt es zu manchen Vereinen eine „innige Feindschaft“. Hier wird man im Profibereich etwa an Glasgow Rangers und Celtic Glasgow, FC Barcelona und Real Madrid, Ajax Amsterdam und Feyenoord Rotterdam, die beiden Mailänder Vereine oder Rapid Wien und Austria Wien denken<sup>40</sup>. Ursachen hierfür können u.a. religiös, politisch, klassenbedingt oder einfach nur durch lokale Nähe bedingt sein. Bei den beiden untersuchten Mannschaften gibt es auch solche Beziehungen zu anderen Mannschaften. Bei Team A betrifft das vor allem einen Verein aus derselben Stadt zu. Bei Team B hingegen, kam es zur Feindschaft mit einem anderen Verein, weil viele Spieler beider Mannschaften sich von Kindesbeinen an kannten und teilweise zusammen in die Schule gingen. Sie waren sich damals schon nicht „grün“ und übernahmen diese Abneigung dann in die beiden Vereine. Spiele zwischen auf solche Art verfeindeten Mannschaften haben immer einen speziellen Charakter. Die geforderten männ-

---

<sup>39</sup> Frevert betont jedoch auch die Unterschiede zwischen Männern in Uniformen von damals und Männern in Uniformen/Trikots in Vereinen von heute, welche vor allem in der Freiwilligkeit und dem begrenzten Zeitraum zu finden sind. Weiter betont sie, dass in Vereinen von heute dem Kollektiv kein dominanter Status zukommt.

<sup>40</sup> Auf Nationalmannschaftsebene wird auch die These vertreten, dass Fußball eine Art fortgesetzter Krieg bzw. die Möglichkeit zur Revanche für eine erlittene Niederlage dort ist (vgl. Kuper 1996: 4-15).

lichen Eigenschaften im Fußball (Härte, Aggressivität, Disziplin, etc.) sind in solchen Matches besonders gefordert.

Wie vielleicht schon ersichtlich und in der Einleitung beschrieben, haben Abgrenzungen oft einen stark inszenierten Charakter. Im Kapitel 4.4 wird deshalb auch eine Abgrenzung zum Gegner beschrieben, bei welcher Inszenierung überwiegt.

#### **4.3.1 ... gegenüber schwulen Männern - „Weil gute Fußballer nicht schwul sind!“**

##### *Einwurf*

Es läuft schlecht. Die letzten zwei Spiele wurden verloren. Auch in diesem Match sieht es nicht gut aus. Man liegt 0:2 hinten. Ein Anspiel misslingt. „Spiel nicht so einen schwulen Pass!“ tönt es von irgendwo her. Man geht mit diesem Ergebnis in die Kabine. Der Trainer zürnt: „Ihr spielt wie die ärgsten Schwuchteln! Geht mal ran an die Spieler und zeigt ihnen, dass ihr richtige Männer seid!“

„Ich weiß, dass es in meiner Mannschaft keine Homosexuellen gibt. Ich erkenne einen Schwulen innerhalb von zehn Minuten, und ich möchte sie nicht in meinem Team haben“<sup>41</sup> (Otto Baric, u.a. ehem. Teamchef der österreichischen Nationalmannschaft), „Fußball ist ein Männersport, es gibt aber so Woame, die immer hinfallen und selber die ganze Zeit foulen, die sein total unfair, diese Woamen“<sup>42</sup> (Anton Ehmann, ehem. österr. Nationalteamspieler), „Ich würde keinem Profi raten, sich zu outen. Der soziale Druck wäre nicht auszuhalten“<sup>43</sup>

<sup>41</sup> <http://www.wienerzeitung.at/DesktopDefault.aspx?TabID=3946&Alias=wzo&cob=234270>, Zugriff am 15. Juni 2008

<sup>42</sup> <http://archiv.askoe.or.at/article.php?sid=3955>, Zugriff am 15. Juni 2008

<sup>43</sup> [http://de.worldcupwiki.org/index.php/Homosexualit%C3%A4t\\_im\\_Fu%C3%9Fball](http://de.worldcupwiki.org/index.php/Homosexualit%C3%A4t_im_Fu%C3%9Fball), Zugriff am 23. Juni 2008

(Corny Littmann<sup>44</sup>, Präsident FC St. Pauli), „[...] außerdem dusche ich mit dem Arsch zur Wand“<sup>45</sup> (Frank Rost, Torhüter des HSV). Die ausgewählten Zitate prominenter Fußballakteure sollen zeigen, in welchem Rahmen wir uns bewegen, wenn wir von Homophobie im Fußball sprechen und deutlich illustrieren, was Eva Kreisky mit „null Toleranz für homosexuelle Fußballer“ (2006: 34), Ulf Heidel mit „ausgesprochen homophob“ (2005: 108), oder Esther Lehnert mit „tief verwurzelte[r] Homophobie“ (2006: 85) meinen. In meiner empirischen Forschung bei Amateurfußballern finden sich ähnliche Diskurse wieder.

Zuerst soll nun eine verhältnismäßig umfangreiche deskriptive Darstellung dieser Thematik erfolgen. Umfangreich deshalb, weil die Abgrenzung gegenüber dem unsichtbaren Angstbild ein zentrales Momentum in der Konstruktion von Männlichkeit im Fußball darstellt. Darüber hinaus halte ich es auch deshalb für sinnvoll, weil das bisher bekannte (empirische) Material zu Homophobie im Fußball sich Großteils auf schwulenfeindliches Fangetöse im Stadion (u.a. Bromberger 2006: 41-52, Schwenzer 2005: 57-68) konzentriert. Zuerst wird die Geschichte von Christian (er spielt in keiner der von mir untersuchten Mannschaften), einem vermeintlich bisexuellen oder schwulen Fußballer, erzählt werden. Dann werde ich darstellen, wie und auf welchen Ebenen Homophobie bei Team A und B eine Rolle spielen.

#### *4.3.1.1 Über einen vermeintlich schwulen Fußballer „Um Gottes Willen, das kannst du ja nicht tun, als Fußballer!“*

Christian spielt in einem Dorf in einer hohen Amateurklasse Fußball. Als ehemaliger Nachwuchsnationalteamspieler und bester Spieler seines Teams hat er einen recht prominenten Status in seiner Region.

---

<sup>44</sup> Corny Littman dürfte wissen, wovon er spricht. Er ist der einzige mir bekannte schwule Fußballpräsident.

<sup>45</sup> <http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2002/12/14/a0246>, Zugriff am 15. Juni 2008

Folgendes Ereignis führte zu dem Gerücht, er sei bi- oder homosexuell: Zusammen mit drei Kumpels (einer ist sein Mannschaftskollege) besuchte er eine Faschingsparty. Da er kein „Verkleidungskünstler“ sei, hätten er und seine Begleiter keine Lust auf eine entsprechende Aufmachung gehabt und gingen ohne Maskierung auf das Fest. Dort wurden sie „blöd angeredet“ und gefragt, warum sie nicht verkleidet seien. „Na wir gehen doch als Schwule!“, antwortete Christian. Um dies zu unterstreichen, inszenierten er und seine Freunde sich auf dieser Party als Klischee-Homosexuelle, wie er es bezeichnete – sie tanzten und redeten laut Christian „tuntig“ miteinander. Von dieser Nacht an verbreitete sich das Gerücht, dass Christian bisexuell oder schwul sei und mit seinem Freund aus der Mannschaft eine Beziehung führe „wie ein Lauffeuer“. Zu Beginn habe er es noch lustig gefunden und nichts unternommen, um diesem Gerücht entgegenzusteuern. Ganz im Gegenteil: Er schürte nach eigenen Angaben noch den Verdacht, er sei schwul. Wenn ihn jemand, den er nicht kannte darauf ansprach, habe er des Öfteren geantwortet: „Ja, ich bin schwul! Hast du ein Problem damit?“. Christian erzählte, dass dies alle klar verneinten. Er habe aber im Nachhinein immer von anderen erfahren, dass doch in verächtlicher Art und Weise über ihn gesprochen wurde. Er meinte, dass man das mit Humor nehmen müsse, sonst würde man „zugrunde gehen“. Als Argument für diese Vorgehensweise führte er an, dass er es nicht einsehe, sich vor fremden Menschen zu rechtfertigen und generell mit Konflikten sehr offensiv umgehe. Mit Freunden oder Bekannten, welche ihn direkt darauf ansprachen, habe er jedoch offen darüber gesprochen und klar gesagt, dass er nicht schwul oder bisexuell sei.

Aber nicht nur in der Region wurde über diese Geschichte gesprochen. Im ganzen Bundesland war sie offenbar bei Leuten in der Fußballszene Thema. Direkt sei er selten danach gefragt worden, er hörte nur oft von Freunden, was über ihn getuschelt wurde. Manche Leute hätten sich auch auf eindeutig zweideutige Art an ihn gewandt. Dem nicht genug, habe ihn sogar ein ehemaliger Kollege aus dem Nachwuchsnationalteam vom anderen Ende Österreichs angerufen und gefragt, ob es denn stimme, dass er schwul sei. Er könne das nicht glauben, da Christian doch immer so ein „Weiberheld“ gewesen sei. In-

nerhalb von nur wenigen Wochen verbreitete sich dieses Gerücht, von einem Dorf ausgehend, in ganz Österreich. Ab diesem Zeitpunkt sei der Vorfall für Christian ein Problem gewesen. Er provozierte nicht mehr.

Für seinen Kumpel sei es noch schwieriger gewesen. Er sei zwar als relativ unbekannter Fußballer weniger im Mittelpunkt gestanden, sei aber sensibler und konnte mit dieser Situation nur schwer umgehen. Mit ihm hatte er, wie Christian sagte, eine echte Männerfreundschaft. Sie unternahmen viel zusammen, spielten in einer Mannschaft und schauten oft Fußball zusammen. Eine sexuelle Beziehung hätten sie nie gehabt.

Es gab zahlreiche weitere, z.T. kuriose, Gerüchte. So wurde gemunkelt, dass beim betreffenden Verein alle Spieler mit rosaroten Handtüchern duschen gingen. Es wurde sich auch erzählt, dass die beiden sich in der Kabine vor allen Spielern geoutet und verkündet hätten, sie seien ein Pärchen. Nichts von alledem fand laut Christian nur ansatzweise statt. Er selbst frage sich, ob die Leute nichts Besseres zu tun hätten, als an so etwas zu denken, deutet aber das „ganze Gerede“ positiv für sich, „weil über jemanden, der nicht interessant ist, redet man eh nicht“.

Der Sportdirektor des Vereins bat die beiden jedoch zu einem Gespräch. Dort fragte er sie, ob etwas an den Gerüchten dran sei. Die beiden Spieler verneinten dies. Christian meinte, der Sportdirektor sei sehr nervös gewesen und wusste nicht recht mit der Situation umzugehen. Christian blieb folgender Kommentar vom Sportdirektor noch stark in Erinnerung: „Wenn du den Ruf hast, den bekommst nicht mehr weg. Da kannst mitten auf dem Dorfplatz eine knalln. Da glaubt es dir dann doch keiner“. Auf die Frage, wie er die Reaktion des Sportdirektors im Falle einer positiven Antwort einschätze, erwiderte er sofort: „Er hätte uns eliminiert!“.

Der Trainer zeigte keine Reaktion auf die Gerüchte. Dieser lebe, laut Christian, aber ohnehin in einer eigenen Welt. Generell hätte sich Christian aber mehr Rückendeckung von Vereinsseite (Präsident, Sportdirektor oder Trainer) gewünscht, wenn etwa der Trainer vor versammelter Mannschaft gesagt hätte, „bevor ihr alle einzeln zu den beiden hingehet – ich habe mit ihnen gesprochen und sie versicherten mir, da ist nichts dran an den Gerüchten.“.

Auf dem Platz hätten seine Mannschaftskollegen nie fußballübliche Kommentare wie „schwule Sau“ gesagt. Abseits vom Platz habe es aber einige Witze gegeben, worauf er offensiv reagiert habe („Pass auf, sonst ficke ich dich!“ oder „Pass auf, dass du die Seife nicht fallen lässt!“). Die Gerüchte seien hauptsächlich von mannschaftsfernen Personen verbreitet worden. Für Christian sei es von Anfang an eine „Neidgeschichte“ gewesen. Dadurch, dass er für Amateurverhältnisse ein überdurchschnittlich guter Fußballer sei, dadurch überdurchschnittlich in den Lokalmedien präsent war und überdurchschnittlich viel Geld verdiente, sei der Anlass für seine Neider willkommen gewesen. Christian bedaure im Rückblick seine Vorgehensweise nicht, da er so die „Leute besser kennen lernte“ und gesehen habe, wer seine wahren Freunde sind. Nach einem Jahr habe sich alles wieder gelegt und nur mehr selten habe er noch Kommentare vernommen.

Bei den Profis, meint er, sei ein solcher Verdacht aufgrund der Fans und der hohen Medienpräsenz nicht aushaltbar für einen durchschnittlichen Fußballprofi. Für ihn müsse es schon ein David Beckham oder Luis Figo sein, welche so einen hohen Status hätten, um diesem Druck gewachsen zu sein. Er wolle sich nicht vorstellen, wie alles ausgegangen wäre, wäre er tatsächlich schwul. Der Grund, warum der Druck für ihn noch aushaltbar gewesen sei, liegt in seinem Status als sportlich unverzichtbarer Spieler begründet (vgl. Kapitel 4.1 *Leistung*). Wäre er fußballerisch nicht in so einer hohen Position in der Mannschaft gewesen, meint er, wäre der Druck in der Mannschaft unvergleichlich höher gewesen. „Schwer zu sagen, ob du überhaupt noch Fuß fassen könntest, irgendwo im Fußball.“ Dies führt er darauf zurück, dass diese Sportart viel konservativer als die restliche Gesellschaft sei.

#### *4.3.1.2 Homophobie in den beforschten Teams*

In Bezug auf Homophobie unterscheiden sich die untersuchten Teams nicht. Verhalten und Äußerungen weisen keine deutlichen Differenzen auf. Auch wenn ich die Erfahrung aus den zwei Mannschaften mit meinem restlichen „Fußballleben“ vergleiche, erschließen sich mir keine signifikanten Unter-

schiede. Das führt mich zu der Annahme, dass Homophobie integraler und akzeptierter Bestandteil im Männer-Fußball ist.

Schätzungen zufolge sind etwa vier Prozent der Männer homosexuell<sup>46</sup>. Empirischen Studien zufolge hat etwa ein Drittel aller deutschen Männer mindestens einmal im Leben einen gleichgeschlechtlichen Kontakt gehabt (Brockhaus 1989: 219). Legt man diesen Wert auf Österreich um, dann müsste es statistisch gesehen in jeder Fußballmannschaft einen schwulen Spieler geben und einige müssten zumindest einmal einen anderen Mann erotisch näher gekommen sein. Nach eingehender Internet- und Literaturrecherche bin ich auf insgesamt vier Spieler<sup>47</sup> in der 160-jährigen Geschichte des modernen Fußballs gestoßen, welche sich während oder nach ihrer Karriere outeten bzw. von welchen es bekannt wurde – eine statistische Unmöglichkeit.

Auf die Frage, ob denn schon ein Spieler jemals mit einem homosexuellen Fußballer in einem Team gespielt habe, kamen durchwegs verneinende Antworten. Schwule Spieler scheint es im Fußball nicht zu geben. Als ich dann obligatorisch nachfragte, warum das so sei, wurden zwei Erklärungsansätze

---

<sup>46</sup> Je nach Untersuchung variieren hier die Angaben allerdings beträchtlich. Die gesellschaftliche Stigmatisierung von gleichgeschlechtlichem Begehren lässt vermuten, dass die Befragten in Umfragen eher zum Verschweigen ihrer Homosexualität tendieren.

<sup>47</sup> In Deutschland outete sich Heinz Bonn. Er spielte in den 70ern beim Hamburger Sportverein und hatte den Spitznamen „Eisenfuß“, was einer gewissen Ironie nicht entbehrt. Im Alter von 44 Jahren wurde er von einem Strichjungen erstochen. Das Bekanntwerden seiner Homosexualität erfolgte posthum ([http://www.ballesterer.at/index.php?art\\_id=528](http://www.ballesterer.at/index.php?art_id=528), Zugriff am 15. Juni 2008).

Das zweite Öffentlichwerden eines homosexuellen Fußballers ist aus England bekannt. Der Profi-Fußballer Justin Fashanu wurde 1990 nach seinem Outing unter einem fadenscheinigen Vorwand entlassen (weil er das Training geschwänzt habe). Nach einer Anklage wegen eines Notzuchtdelikts beging er Selbstmord (vgl. Spitaler 2006: 173).

Im österreichischen Fußballmagazin Ballesterer, erschien 2006 ein Interview mit dem in der Wiener Unterliga spielenden bosnischen Studenten Muhamed Mesic. Er sprach offen über sein „Schwulsein“ und dass er nur selten mit Problemen im Fußball konfrontiert worden sei. Er meinte, wenn er in der Bundesliga spielen würde, würde er es sich sehr gut überlegen, ob er seine Homosexualität öffentlich macht ([http://www.ballesterer.at/index.php?art\\_id=526](http://www.ballesterer.at/index.php?art_id=526), Zugriff am 15. Juni 2008).

2007 wurde in der Zeitung *Welt* ein Interview mit dem früheren Zweitliga-Spieler Marcus Urban von Rot-Weiß Erfurt veröffentlicht. Der heute 36-jährige hatte sein Fußballlaufbahn Anfang der 1990er Jahre aufgrund seiner Homosexualität beendet. „Man darf ja mit keiner Geste oder Äußerung seine Neigung erkennbar machen, denn das gefährdet die Karriere, für die ein Spieler sein Leben lang gearbeitet hat.“ Heute spielt Urban beim ETSV Hamburg in einer Mannschaft, die zum schwul-lesbischen Sportverein Startschuss gehört ([http://www.welt.de/sport/article1350213/Drei\\_homosexuelle\\_Profis\\_sind\\_mir\\_bekannt.html](http://www.welt.de/sport/article1350213/Drei_homosexuelle_Profis_sind_mir_bekannt.html), Zugriff am 15. Juni 2008).



angeführt: Schwule spielen nicht gerne Fußball oder Schwule trauen sich nicht, sich zu outen.

Der Grund, warum homosexuelle Männer nicht gerne Fußball spielen würden, liege laut vielen Befragten, in ihrer Natur bzw. Wesensart - Schwule seien einfach anders. Dieses Anderssein manifestiere sich auf mehreren Ebenen. So wird vereinzelt angeführt, dass Homosexuelle anders denken, sensibler sind, sich prinzipiell nicht für Fußball interessieren, eitler sind, die „weiblichen Komponenten höher“ sind und sie generell weniger männlich sind. Diesem Who-is-Who an Stereotypen schließt sich auch der Trainer von Team A nahtlos an:

„Wie gesagt, ich kenne keinen Schwulen. Aber ich denke mir einfach, dass die einen ..., dass die vom Auftreten her ganz anders sind. Alleine wie sie reden und alles ... eher so wie Weicheier sich verhalten, hätte ich sie so mal eingeschätzt.“

Obwohl er selbst keinen einzigen Homosexuellen kennt, hat er doch eine ziemlich konkrete Vorstellung, wie ein solcher denn so sei. Auf die Frage, was für ihn Männlichkeit heiße, wusste er keine Antwort<sup>48</sup>. Ich probierte es dann über die Negativfolie und fragte, was für ihn unmännlich sei. Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „Ja Schwule halt!“. Passend dazu meinte ein Spieler von Team B:

„Ich glaube, im Fußballspielen würde es sich dadurch bemerkbar machen, ich kann es nicht sagen, weil ich noch keinen Schwulen Fußball spielen gesehen habe, dass er vielleicht eher mal zurückzieht, wenn es auf einen Zweikampf hingeht, das er schneller mal schreit, wenn er gefoult wird, ich denke es mir halt so.“

„Der ruppige Männersport Fußball – so heißt es oft zur Erklärung – sei auf Härte geeicht. Wessen Image hier Schwächen aufweist, zieht schnell den Spott [...] auf sich,“ schreibt Heidel (2005: 108). Fußball wird als Männersportart angesehen und erfordert „naturgemäß“ männliche Eigenschaften wie Härte (zuweilen Brutalität), Disziplin, Stärke oder Mut. Homosexuelle Männer weisen

---

<sup>48</sup> Wie Meuser feststellt, ist dies nichts Ungewöhnliches. In seiner Männlichkeitsstudie wussten viele interviewte Männer nichts mit dem Begriff Männlichkeit anzufangen. Er führt dies auf Selbstverständlichkeit des Mannseins zurück (vgl. 2006: 192).

nach Ansicht der von mir Interviewten eine „defizitäre Männlichkeit“ (Dembowski 2002) auf, welche mit den dem Fußball innewohnenden Härteanforderungen gegenüber sich selbst und dem Gegner nicht kompatibel ist. Deshalb erscheinen schwule Männer für Fußball nicht geeignet.

Zu Beginn der Saison ist Tim als neuer Spieler zu Team B gekommen. Er zeigte gleich zu Beginn, dass er eine Verstärkung für die Mannschaft sein würde. Er ist klein, etwas schwächling, hat einen sportlich-eleganten Kleidungsstil und ist braun gebrannt. Bei einer Vereinsparty fragte die Schwester von einem der Spieler im „Halbspaß“ eine Spielerfreundin, ausgehend vom Aussehen des neuen Spielers, ob er denn schwul sei. Schon war für diesen Abend von den anwesenden Frauen ein Gerücht geboren. Die Spieler wussten dies aber sofort im Keim zu ersticken. Einhellig wurde der Verdacht zurückgewiesen – „Da bin ich mir sicher, dass der nicht schwul ist!“. Doch worauf ist diese Annahme begründet? Der Spieler kam neu in die Mannschaft, niemand kannte ihn vorher. Über sein Privatleben wusste man so gut wie nichts. Dem Verdacht wird mit einer Nihilierungsstrategie begegnet. „Nihilierung leugnet die Wirklichkeit von Phänomenen (beziehungsweise ihrer Interpretationen), die nicht in die betreffende Sinnwelt hineinpassen“, heißt es dazu bei Berger und Luckmann (1980: 123, zit. n. Meuser 2006: 208).

„Eine Gesellschaft, die eine Monokultur des heterosexuellen Begehrens pflegt, wird blind für die Existenz von Schwulen und Lesben; in ihrem homogenen Welt- und Menschenbild ist für Menschen, die nicht das andere, sondern das eigene Geschlecht begehren, kein Platz.“ (Kraß 2007: 148)

Oder wie es einer der Spieler begründete: „Weil gute Fußballer nicht schwul sind!“.

Als zweiten Grund, warum es keine sichtbaren schwulen Fußballer gibt, wird angeführt, dass sie sich nicht trauen würden sich zu outen. Vor allem die Angst nicht mehr akzeptiert zu werden, wurde häufig genannt. Auf die

Gretchenfrage „Wie würdest du und die Mannschaft reagieren, wenn der Spieler XY sich morgen in der Kabine vor allen outen würde?“ wurde einmütig geantwortet: „Für mich wäre es kein Problem, für einige aus der Mannschaft aber schon!“. Selbst diejenigen Spieler, welche von ihren Teamkollegen als ausgesprochen homophob bezeichnet wurden, hätten nach eigenem Bekunden keine Probleme mit einem schwulen Spieler in der Mannschaft. Dies widerspricht auf den ersten Blick gänzlich der teilnehmenden Beobachtung. Ein homophober Sprachgebrauch und Schwulenwitze sind die Regel und nicht die Ausnahme. Gerade bei dieser Frage hatte ich den Eindruck, dass viele der Interviewten die sozial erwünschte Antwort gaben. Ein Indiz zur Bestätigung meiner Annahme liefern die weiblichen Befragten. Sowohl die Masseurinnen von Team A als auch die Spielerfreundin von Team B sind der Ansicht, dass ein homosexueller Spieler in der Mannschaft große Probleme hätte. Eine Masseurin meinte gar: „Ein schwuler Spieler in der Mannschaft würde nicht überleben.“ Zu etwaigen Problembereichen befragt, fiel den meisten Fußballern wenig ein. Aus ihrer vorherigen Antwort („Ich hätte kein Problem mit einem schwulen Spieler.“) ist dies jedoch durchaus erklärbar. Der Spielertrainer von Team B zeigte sich jedoch im Interview äußerst reflektiert und wusste einige Problemzonen aufzuzählen:

- mannschaftsexterne Reaktionen – v.a. von gegnerischen Spielern und ZuseherInnen
- mannschaftsinterne Reaktionen von einigen Spielern (v.a. der weniger Gebildeten)
- weil Fußball ein stark körperlicher Sport ist, könnte das Vorurteil, wonach AIDS eine „Schwulen-Krankheit“ sei, eine Rolle spielen

Von einigen Fußballern wurde darüber hinaus noch das sexuelle Begehren des schwulen Spielers thematisiert, welches gerade in der Dusche besonders brisant wäre. Ein Fußballer von Team A meinte:

„Weißt du eh – wenn der schwul ist, da gehst du doch duschen und alles. Ich weiß nicht, wie das ist, wie die Mitspieler darauf reagieren. Dann denken sich alle, wenn ich mit dem duschen gehe dann findet mich der andere auf einmal heiß auch noch und haut die Seife auf den Boden. HAHA. Ja du weißt nicht, was viele denken. Dann geht jeder auf einmal daheim duschen.“

Auch hier wurden die „anderen“ wieder als diejenigen bezeichnet, welche ein Problem mit einem homosexuellen Mitspieler hätten. Die Nacktheit seiner Mannschaftskameraden würde, so die Ansicht vieler, den schwulen Spieler erregen oder gar zu sexuellen Handlungen animieren. Dies unterstreicht auch der Antwortzusatz von vielen Spielern, dass sie kein Problem mit einem schwulen Spieler in der Mannschaft hätten, solange er sie nur „in Ruhe lassen“ würde. Parallelen zu Foucaults Beschreibung über die Entstehung der Kategorie des Homosexuellen als eigenes Wesen, welches permanent von seiner „anderen“ Sexualität getrieben ist, sind hier ersichtlich:

„Nichts von all dem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. Sie ist überall in ihm präsent: allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirksames Prinzip; schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf den Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät. Sie ist ihm konsubstantiell, weniger als Gewohnheitssünde denn als Sondernatur. Man darf nicht vergessen, daß die psychologische, psychiatrische und medizinische Kategorie der Homosexualität sich an dem Tage konstituiert hat, wo man sie [...] weniger nach einem Typ von sexuellen Beziehungen als nach einer bestimmten Qualität sexuellen Empfindens, einer bestimmten Weise der innerlichen Verkehrung des Männlichen und des Weiblichen charakterisiert hat. Als eine der Gestalten der Sexualität ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgedrückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.“ (1977: 47)

Für den Journalisten Klaus Walter sind Duschraum und Kabine „aufgrund der homosexuellen (Ansteckungs-)Gefahr [...] Orte heteronormativer Selbstvergewisserung“ (2006: 104). Die *Ansteckungsgefahr* scheint ein wichtiger Aspekt

im Zusammenhang von Homophobie und Fußball zu sein. Homosexualität wird von einigen als eine Art Krankheit wahrgenommen, als etwas, mit dem man sich infizieren kann. Ähnliches weist auch Butler (vgl. 2006: 164-198) in einem männerbündischen strukturierten Verbund, wie der Fußball es ist, nach – dem Militär. Sie skizziert, wie die US-Armee versucht Homosexualität in ihren Reihen zu unterbinden. So bemüht man sich Sanktionen über homosexuelles Sprechen zu verhängen. Heterosexuellen SoldatenInnen ist es gestattet, über Homosexualität zu sprechen. Schwulen und lesbischen SoldatenInnen ist es hingegen strengstens verboten über Homosexualität zu sprechen. Für das US-Militär stellt eine „sexuelle Neigung“ zwar keinen Hinderungsgrund dar, um in den militärischen Dienst einzutreten, homosexuelles Verhalten<sup>49</sup> führt aber zur sofortigen Suspendierung (vgl. ebd.: 176). „Die der homosexuellen Äußerung zugeschriebene spezifische Performativität besteht nicht einfach darin, daß sie die Sexualität, von der sie spricht, ausführt, sondern darin, daß sie Sexualität durch Sprache übertragen soll“ (ebd.: 172). Die Figur der Ansteckung ist hier für sie zentral und funktioniert nach dem gleichen Modell wie AIDS – als eine Krankheit, die übertragen wird. Butler verweist in diesem Zusammenhang auf Freuds *Totem und Tabu*. Das Tabu sei nach ihm ein von außen auferlegtes Verbot, welches sich gegen die „stärksten Gelüste“ der Menschen richtet. Im Unbewussten lebe die Lust der Übertretung aber fort. Die vom Tabu ausgehende Zauberkraft sei auf die Fähigkeit zurückzuführen, „die Menschen in Versuchung zu führen; sie benimmt sich wie eine Ansteckung, weil das Beispiel ansteckend ist und weil sich das verbotene Gelüste im Unbewußten auf anderes verschiebt“ (2007: 83). Wie bereits erwähnt, führte auch der Spielertrainer von Team B AIDS als mögliches Problem, welches nach dem Outing eines Spielers bestehen würde, an. Martina geht ebenfalls auf den Übertragungsaspekt ein:

„Ich bin mir sicher, dass sich alle dem Verdächtigen gegenüber ganz anders verhalten würden. Ich denke mir, dass viele ein Problem hätten mit dem zu duschen. Ich denke mir, dass viele beim Torjubel mit Umarmungen sehr vorsichtig

---

<sup>49</sup> Darunter versteht die Armee z. B. eine Aussage über die eigene Homo- oder Bisexualität oder die Absicht, eine Ehe mit einer Person des gleichen Geschlechts einzugehen.

umgehen würden, weil das sonst auf einen übertragen wird. Ich glaube es geht gar nicht so darum, dass jemand Angst hat, dass er ihn anbrät. Es geht einfach darum, dass halt der Spieler mit dem Mann, der verdächtig ist schwul zu sein, irgendwie intimer gesehen wird, nicht intim, aber im Sinne von einer Umarmung, was schon zwischen euch passiert, und dass es dann auf ihn *übertragen* wird.“

Sie ist der Ansicht, dass im Fußball selbst der nicht sexuelle Kontakt mit einem Homosexuellen zu einer „Verhomosexualisierung“ mit seinem Gesprächspartner führt; dass sein Schwulsein quasi überspringt und einen befällt. D.h. aus der Angst heraus, selbst von dem „homosexuellen Virus“ befallen zu werden, würde der Homosexuelle zu einer *Persona non grata* werden. Dies deckt sich auch mit den möglichen Folgen bzw. Reaktionen auf ein Outing, die die Spieler in den Interviews beschrieben haben. So meinten einige, dass zwar nicht sie selbst, aber die Anderen den schwulen Spieler dann meiden würden. Ein Fußballer meinte gar, dass es sich zur Entscheidungsfrage „Entweder er oder wir“ hochschaukeln würde.

Wie die Spieler der von mir untersuchten Mannschaften tatsächlich auf einen schwulen Fußballer in ihren Reihen reagieren würden, ist jedoch nicht feststellbar. Ich glaube nicht, dass alle negativ auf ein Outing reagieren würden. Einer meinte in einem Interview, dass er einem schwulen Mannschaftskameraden Respekt zollen würde, weil dies von Charakterstärke zeuge, dass man sich etwaigen Schmähungen und Ausgrenzungen aussetzt. Im gleichen Atemzug sagte er jedoch auch, dass er sicher mit den anderen ein „paar blöde Witze“ machen würde. Für Andreas Kraß wird gerade in Institutionen und Situationen, welche durch Homosozialität gekennzeichnet sind, das „Zerrbild“ von Schwulen immer wieder aufgerufen, um es damit zurückzuweisen. Diese Zurückweisung äußert sich gerade in „Akten der Verlachung, Verleumdung und Verachtung“ (2007: 144). Durch sie wird das Abgelehnte vergegenwärtigt. Weiter wurden vereinzelt folgende mögliche Reaktionen genannt:

- es würde „hinterrücks blöd geredet werden“, bis zum hinaus mobben, „entweder er oder wir“

- „er würde fertig gemacht werden“
- der schwule Spieler würde „verarscht“ werden
- die Mannschaft würde geschockt sein
- man würde es sich nicht nehmen lassen, „schwul“ als Schimpfwort zu verwenden
- man würde weniger das Wort schwul verwenden
- lachen, sich kindisch verhalten – v. a. die Jüngerer
- man würde Respekt haben
- es würden keine größeren Probleme geben

Connell schreibt, dass Homophobie nicht bloß eine Einstellung sei. Mit dem „blöd reden“, „fertig machen“ oder „verarschen“ zieht man auch soziale Grenzen, definiert „richtige“ Männlichkeit durch ihren Abstand von dem, was man ablehnt (vgl. 2006: 60).

Viele sagten, es wäre für sie weniger ein Problem, wenn der geoutete Spieler neu beim Verein wäre. Würde es einen Mannschaftskollegen betreffen, welchen sie schon lange kennen, dann wären sie über die Maßen geschockt.

Befragt, in welchen Situationen das Wort *schwul* im Fußball verwendet werde und welche Bedeutung es habe, nannten die Spieler v.a.: schlecht, Scheiße, Weichei, Frau, unmännlich, lasch, wenig Power, zaghaft in Zweikämpfen, körperlos. Uneinig ist man sich, wie mit der habitualisierten homophoben „Fußballersprache“ umgegangen werden soll. Zwei Spieler sagten dezidiert, dass sie, falls es in ihrer Mannschaft einen homosexuellen Spieler geben sollte, auch weiterhin sagen wollen, „spiel' nicht so einen schwulen Pass“ oder „wir spielen soo schwul“. Für sie gehört dieser Sprachgebrauch zu einer Art Grundrecht im Fußball, welches auch nicht durch einen homosexuellen Spieler angefochten werden darf/soll/kann. Ein anderer Fußballer wiederum meinte, dass das Wort „schwul“ viel weniger häufig verwendet werden würde. Er belegte das damit, dass die Spieler in der Mannschaft bei besonders heiklen Themen wie Familie, Persönlichem oder Krankheiten sensibel sein würden. Ein Beleg dafür wäre, wie ich beobachten konnte, dass über einen stark stotternden Mitspieler nie Witze gemacht werden und dass dieser Umstand auch in Konflikten nie Anlass

für Beschimpfungen darstellt. Ich hege jedoch meine Zweifel, ob es wirklich so einfach funktionieren würde. So sind familiäre Angelegenheiten oder Krankheiten nicht in eine Art Fußballerhabitus integriert, wie dies bei der homophoben Sprache der Fall ist.

Interessant ist auch, dass mit dem Wort *schwul* eine Form von Körperlosigkeit und ein körperloses Spiel, also dem Vermeiden von Zweikämpfen, assoziiert wird. Obgleich dem Homosexuellen<sup>50</sup> ein besonders eitles Verhältnis zu sich selbst und seinem Körper von den Fußballern nachgesagt wird und er sich „naturgemäß“ über Kontakt mit Männern freuen müsste, scheint er zum einen keinen zu haben und den Kontakt zu anderen nicht zu suchen. Er würde Angst vor Zweikämpfen haben und gar „nicht richtig in sie hineingehen“.

#### *4.3.1.3 Exkurs: Männerbund Fußball und homosoziales Begehren*

Ausführlich wurde dargestellt, wie die Fußballer über Homosexuelle denken, welche Auswirkungen ein Outing haben könnte usw. Doch welche Strukturen gibt es im Fußball, um Homophobie zu tolerieren oder gar zu fördern? Wie Brändle/Koller (2002), Heidel (2005) und Kreisky (2006) erscheint es mir sinnvoll, Fußball als Männerbund zu betrachten und die ihm inhärenten Strukturen als Erklärungsmuster heranzuziehen.

„Männerbünde definieren sich über – expliziten oder auch nur impliziten – Ausschluss von Frauen und dienen der Konservierung männlicher Vorherrschaft. Sie inszenieren sich als hochgradig maskulinistische Wertegemeinschaften, die keineswegs nur rational, sondern vor allem emotional, affektiv und häufig auch (homo-)erotisch befestigt werden. [...] Überdies werden in Männerbundkulturen merkwürdige Verkehrsformen, bizarre Wertmaßstäbe und nicht unbedingt zeitgemäße Denkfiguren gepflegt: Treue, Ehre, Kameradschaft, Gefolgschaft, Ge-

---

<sup>50</sup> Hier wurde ein Sprung vom Wort *schwul* zur Person des Homosexuellen vorgenommen. Wie Butler u.a. in *Haß spricht* gezeigt hat, gehört eine Namensgebung, wozu auch eine Schimpfname gehört, zu den Bedingungen, „durch die das Subjekt sich sprachlich konstituiert“ (2006: 10). Weiter heißt es, dass „eine bestimmte gesellschaftliche Existenz des Körpers erst dadurch möglich [wird], daß er sprachlich angerufen wird“ (2006: 15).



horsam, Unterwerfung. Je stärker soziale Normen durch Tendenzen der Modernisierung und Ökonomisierung ausgezehrt werden, desto mehr steigt offenbar auch das Verlangen nach gesellschaftlichen Enklaven für Männlichkeitsidyllen.“ (Kreisky 2006: 33)

Alle von Kreisky genannten Punkte treffen auch auf die von mir untersuchten Mannschaften zu: Treue (zur Mannschaft und zum Verein), Ehre (sein Bestes zu geben), Kameradschaft (von den Spielern wurde durch die Bank betont, dass sie zum wichtigsten Grund gehört, warum sie überhaupt Fußball spielen), Gefolgschaft, Gehorsam und Unterwerfung (zu letzteren drei gehört vor allem das Akzeptieren und der Aufbau von hierarchischen Strukturen). Die Fußballmannschaft bietet verschiedenen Männern und damit einhergehenden Männlichkeiten die Möglichkeit, soziale Normen der Alltagswelt zu übertreten. In der Regel muss sich kein Fußballer vor Sanktionen jedweder Art fürchten, wenn er sexistische oder homophobe Äußerungen von sich gibt. Teilweise wird es einfach hingenommen, teilweise bestärkt man sich gegenseitig und schaukelt sich hoch. Männerbünde haben vor allem die Funktion männliche Dominanz zu demonstrieren und patriarchale heterosexuelle Hegemonie durchzusetzen (vgl. Brändle/Koller 2002: 209). Für Heide ist das zentrale Merkmal männerbündischer Strukturen die „rigide Desexuierung, d.h. die Dethematisierung von sexuellem Begehren und sexueller Identität“ (2005: 108). Betrachtet man ein Fußballspiel, dann wird vielleicht auffallen, dass die Spieler sehr engen Körperkontakt haben, sich bei Toren umarmen, herzen oder gar küssen. In der Regel wird man nicht annehmen, dass es sich hier um homosexuelle Zuneigungsbezeugungen handelt, was auf einen „Effekt kultureller Gewöhnung“ zurückzuführen ist (vgl. ebd. 2005: 109). Ein schwuler Spieler würde diesen Konsens zerstören. Jedwede körperliche Intimität würde als „Anmache“ gedeutet werden. Auch die Nacktheit spielt dabei eine Rolle. Wie bereits zitiert, meinte ein Spieler, dass aufgrund eines schwulen Fußballers, einige dann nicht mehr wie sonst üblich, gemeinsam mit allen anderen nach dem Training oder Spiel duschen gehen würden und sich zuhause von Dreck, Schweiß und Blut reinigen würden.

Durch den Ausschluss von Frauen sind Männerbünde - wie der Fußball - (logischerweise) als homosozial zu bezeichnen. Um dem Bedürfnis von Männern unter ihren Geschlechtsgenossen zu sein und nach desexuierten Beziehungen gerecht zu werden, schlug die Literaturwissenschaftlerin Eve Sedgwick (1993) den Begriff des homosozialen Begehrens (*homosocial desire*) vor.

„Homosozial [ist] eine neologistische Analogiebildung zu ‚homosexuell‘, die aber gerade nicht eine latente oder manifeste sexuelle Dimension solcher Beziehungen unterstellt. Im Gegenteil basieren männlich-homosoziale Beziehungen, die man im Englischen als *male bonding* [Herv. v. Verf.] bezeichnet, auf dem Ausschluss der Sexualität; sie gehen also mit Homophobie, mit panischer Angst und Feindseligkeit gegen Homosexualität einher.“ (Kraß 2007: 140)

Wie schmal der Grat zwischen heterosexuellen Männerfreundschaften und homosexuellen Beziehungen ist, zeigt die Geschichte von Tim und Christian. Während ersterer nichts tat um das Gerücht anzuheizen, wurde er mittels Nihilierung von seinen Mitspielern vom Verdacht reingewaschen. Anders verhielt es sich bei Christian, welcher versuchte mit der Anschuldigung<sup>51</sup> offensiv, komödiantisch und provokant umzugehen. Sein erweitertes Fußballumfeld reagierte infolge panischer Angst mit Abgrenzung und Verhöhnung. Innerhalb der Mannschaft war er aufgrund seiner Leistung in der Hierarchie weit oben positioniert. Zudem kannten ihn viele Spieler schon länger. Bei ihnen galt er als „Weiberheld“. Deshalb glaubten seine Mannschaftskameraden dem Gerücht mehrheitlich nicht. Es wurde höchstens zum Anlass für Witzeleien genommen. Christian bezeichnete die Beziehung zu seinem auch unter „Verdacht“ stehenden Mitspieler als ausgesprochene Männerfreundschaft. Durch ein Gerücht wurde alles, was vorher schicklich und normal war, plötzlich Ausdruck homosexuellen Begehrens. Dies gibt Zeugnis davon, was passiert, wenn das Prinzip,

---

<sup>51</sup> Und nichts anderes als eine Anschuldigung ist es im Fußball.

das die männliche Homosozialität stützt, die Heterosexualität (vgl. ebd.: 142), irritiert oder ins Wanken gerät<sup>52</sup>.

### 4.3.2 ... gegenüber Frauen

#### *Einwurf*

Spiel gegen den Tabellenführer. Unter den ZuschauerInnen herrscht eine angespannte Stimmung. Durch „Sprücheklopfen“ wird sie überspielt. Viele verletzte Spieler sind unter den Fans. Sie feuern die eigene Mannschaft an, liefern sich Verbalduelle mit den gegnerischen Fans. Man macht sich lustig über den Gegner. Einer grölt mit einem Bier in der Hand: „Hört's auf zu kicken. Spielt's besser Weiber-Volleyball!“.

Was die Integration von Frauen betrifft, unterscheiden sich beide Mannschaften. Team A schottet sich dezidiert und rigoros von ihnen ab. Konkret heißt das, dass die Spielerfreundinnen, bis auf wenige Ausnahmen explizit von Veranstaltungen außerhalb des Fußballplatzes ausgeschlossen werden. Eine dieser Ausnahmen ist der Vereinsball. Hier gehen die Fußballer zusammen mit ihren Partnerinnen hin. Als Zuseherinnen bei den Spielen werden sie zwar ebenfalls toleriert, von den meisten gar gewünscht. Nach dem Match ist es den Spielern aber lieber, wenn die Frauen nach Hause gehen und sie unter sich sein kön-

---

<sup>52</sup> Die Debatte in der Saison 2005/2006 um den Torwart von Werder Bremen, Tim Wiese, ist ein Beispiel, wie sensibel man reagiert, wenn nur der kleinste scheinbare Verdacht besteht, ein Fußballer könnte homosexuell sein. Wiese erlaubte sich die Ungeheuerlichkeit, ein rosafarbenes Trikot zu tragen. In den Medien erschienen zahlreiche Beiträge dazu. Die Sport-Bild brachte unter der Überschrift „Neue Attacken gegen Wiese“ einen zweiseitigen Bericht darüber. Darin wird auch der Torwart Christian Wetklo zitiert: „Selbst wenn ich Rosa mögen würde, ich würde so ein Trikot nie anziehen, weil es klar ist, dass du damit gerade auswärts die Fans provozierst. Dann kommen die Sprüche: schwule Sau oder Schwuchtel. Und das meide ich lieber.“ Oliver Kahn (ehem. deutscher Nationaltorwart) dazu: „Rosa passt eigentlich nicht zu einem Torhüter. Der ganze Charakter des Torwartspiels passt nicht zu Rosa. Es ist eher eine Farbe, die Frauen gut steht.“ Gerade die Äußerung von Kahn ist sehr aufschlussreich. Was wird mit rosa assoziiert? Es ist die Lieblingsfarbe der Frauen, Homosexuelle und Metrosexuelle mögen sie auch. Was macht einen Tormann aus? In ihm finden sich viele archaische Männlichkeitsstereotype wieder: Härte, Durchsetzungsvermögen, Entschlossenheit und Disziplin um nur einige zu nennen. Alles was nur in den Verdacht kommt, mit dem „anderen Ufer“ in Verbindung gebracht zu werden, löst schon fast Hysterie aus und wird abgelehnt.

nen. Zwei Frauen sind allerdings nahezu gleichberechtigte Mannschaftsmitglieder – die Masseurinnen. Sie sind seit etwa zwei Jahre beim Verein. Beide sind in alle Aktivitäten der Mannschaft eingebunden und haben – neben ihren physiotherapeutischen Aufgaben – informell die Rolle des „Kummerkastens“ übernommen.

Bei Team B sind die Frauen gern gesehen bei den diversen Feiern und Aktivitäten. Das Gros der ZuseherInnen besteht aus den Spielerfreundinnen. Einzig bei den Computerspielabenden (selbstverständlich wird Fußball gespielt) sind sie nie anwesend.

Hinsichtlich des Abgrenzungsbedürfnisses gegenüber Frauen unterscheiden sich beide Mannschaften nicht, wenn die Fußballer unter sich sind. Sexistische Witzeleien gehören zur „Tagesordnung“. Ein typisches Beispiel ist ein Posting im Internet-Forum eines Spielers von Team B:

Hausordnung in der Zeit vom 09.06. bis 09.07.08

§ 1 In der Zeit vom 09.06. bis 09.07. ist der Mann absoluter Herrscher über TV-Gerät und dazugehörige Fernbedienung.

§ 2 Die Ehefrau beschäftigt sich in dieser Zeit stumm mit häuslichen Arbeiten.

§ 3 Vor jedem Spiel ist dem Mann eine Kiste mit kühlem Bier neben den Fernsehsessel zu stellen. Wobei die Betonung auf kühl liegt!

§ 4 Während eines Spieles ist der Frau der Aufenthalt im Fernsehzimmer strengstens untersagt.

§ 5 In der Halbzeitpause besteht für die Frau ein 15-minütiges Betretungsrecht, um den Aschenbecher zu leeren und leere Getränkeflaschen durch frisch gekühlte volle Flaschen zu ersetzen. Bei Bedarf können diverse Knabbereien gereicht werden. Das Rascheln mit Tüten ist zu unterlassen. Der Gebrauch verbaler Kommunikation ist zu unterlassen.

§ 6 Spätestens 30 Minuten vor Beginn eines Spieles ist dem Mann eine mit Liebe zubereitete Mahlzeit zu reichen. Um die mentale Spielvorbereitung des Mannes nicht zu stören, ist auch in dieser Zeit die Schnatterluke geschlossen zu halten.

§ 7 Während der EM sind jegliche Handlungen, die der Fortpflanzung dienen könnten, zu unterlassen. Ebenso zu unterlassen ist das Tragen von Kleidung, die beim Mann das Verlangen nach solchen Handlungen auslösen könnte.

§ 8 Sollte der Mann in seinem Großmut der Frau gestatten, die eine oder andere Minute einen Blick auf das Spiel zu werfen, sind Zwischenrufe sowie Fragen, die den

fußballtechnischen Intellekt der Frau verraten würden (z.B.: "Was ist Abseits?") unbedingt zu unterlassen. Mit einem körperlichen Verweis bestraft werden solche Bemerkungen wie z.B. "Ach, der Beckham sieht aber heute wieder gut aus."

Ja liebe Frauen, wenn ihr euch an diese minimalen Verhaltensregeln haltet, wird es euch euer Mann damit danken, indem er versuchen wird

- a) kein Bier zu verschütten
- b) nicht jeden Quadratzentimeter im Umkreis von 3 Metern um seinen Trainerstuhl (= Fernsehsessel) vollzubröseln
- c) beim Verzehr der unter § 6 genannten Mahlzeiten euch nicht ständig an die kulinarischen Fähigkeiten seiner Mutter zu erinnern.

Dieses Scherz-Mail ist auf die Europameisterschaft im Fußball der Herren in Österreich und der Schweiz bezogen. Es wird hier eine klare Rollenverteilung der Geschlechter gefordert. Die Frau hat dem Mann während der EM zu dienen, ihn nicht mit ihrem geringen (Fußball)Intellekt zu nerven und soll sich auf eine beischlaflose Zeit einstellen. Als Gegenleistung wird der imaginierte Herrscher in den eigenen vier Wänden sich so reinlich wie möglich verhalten. Kein Klischee wurde ausgelassen. Meines Erachtens darf man solche Mails, Scherze, etc. nicht überbewerten. Damit würde man ihnen einen Platz geben, der ihnen nicht gebührt. Wie nicht jede/r ein/e RassistIn ist, der/die einen rassistischen Witz oder Äußerung macht, so ist jemand nicht automatisch ein/e SexistIn wenn er/sie z. B. das obige Mail veröffentlicht (obwohl dieses durch und durch sexistisch ist). In diesem Fall kann ich, dadurch, dass ich den Fußballer schon länger kenne, sagen, dass der betreffende kein Sexist ist; als Feministen würde ich ihn allerdings auch nicht bezeichnen. Unterschätzen sollte man so etwas jedoch auch nicht. Derartiges gibt nach meiner Einschätzung, mehr Auskunft über das Umfeld in dem es veröffentlicht wurde, denn über die Person selbst. Wenn man kein Provokateur ist, wird man so etwas nur publik machen, wenn man sich der Zustimmung der Mehrheit der Adressaten sicher ist. Im Forum selbst hat niemand auf dieses Posting reagiert. Ich sprach einige Spieler darauf an, sie meinten, man solle so etwas mit Humor nehmen und nicht überbewerten. Die meisten fanden es lustig, einem war es zu „billig“. Einer derjenigen, die es lustig fanden, führte aus: „Also ich habe darüber ge-

lacht. [...] Ich habe es nicht ernst genommen. Ich finde, dass man mit Frauen bis zu einem gewissen Grad genauso über Fußball diskutieren kann wie mit Männern.“ Ähnlich wie bei den Diskursen über Homosexuelle, findet auch hier eine starke Abgrenzung statt, wenn es heißt „bis zu einem gewissen Grad“ – ist dieser erreicht, könnten die Frauen seiner Meinung nach intellektuell nicht mehr mithalten.

Generell stehen sexistische Witze und Erklärungsmuster für Alltagssituationen in beiden Mannschaften an der Tagesordnung. Sie sind zwar nicht Hauptgesprächsthema, jedoch integraler Bestandteil der Gesprächskultur. Äußerungen wie Frauen könnten nicht einparken, verstünden aus diffusen biologischen Gründen das Fußballspiel nicht oder würden keinen Orientierungssinn haben, sind Paradebeispiele dafür.

Bei Meuser heißt es in Bezug auf eine Männerrunde, dass die Homosozialität als solche von Ansprüchen entlastet, denen sich Männer ausgesetzt fühlen wenn Frauen anwesend sind (vgl. 2006: 299). Dies trifft auch auf die von mir untersuchten Mannschaften zu. Viele gaben an, dass sie sich innerhalb der Mannschaft ausleben könnten, wie sie das sonst nicht machen würden. Dazu gehört dann auch, dass man hier „ungestraft“ sexistische Kommentare abgeben kann.

#### *4.3.2.1 Frauenfußball*

Jedem Spieler, den ich interviewte, stellte ich auch Fragen bezüglich Frauenfußballs. Die überwiegende Mehrheit lehnt diesen ab. Wenn Frauenmannschaften am Fußballplatz neben uns trainierten, kam es immer wieder zu abfälligen Kommentaren. Was Brändle und Koller generell über die Geschichte des Frauenfußballs schreiben, indem sie sie als geprägt durch „Ausgrenzung, Missachtung, Repression und Lächerlichmachung“ (vgl. 2002: 232) beschreiben, findet sich bei den beiden Mannschaften am laufenden Band. Wurde intern über Frauenfußball diskutiert, schien immer das Argument durch, dass

dies überhaupt eine andere Sportart sei. Exemplarisch sind folgende Ausschnitte aus den einzelnen Interviews:

„Frauen haben die Bewegungsabläufe nicht, um gut Fußball spielen zu können. Hat nichts mit Fußball zu tun.“ (ein Spieler von Team B)

„Frauenfußball finde ich ganz schlimm. Frauen verstehen es nicht. Das können kleine Kinder besser.“ (ein Spieler von Team B)

„Die Koordination zwischen Hirn und den Füßen ist nicht ausgeprägt. Fußball ist nicht ihre Paradedisziplin.“ (ein Spieler von Team A)

Der biologische Aspekt ist eines der Hauptargumente, welches angeführt wird, um zu erklären, warum Frauenfußball eigentlich kein richtiger Fußball ist, sondern „irgendwas anderes“. Wenn Kreisky die bisherige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fußball als androzentrisch kritisiert, indem sie schreibt, „Frauenfußball erscheint [...] stets als das Andere, als das Partikulare, das männlich Universalem notwendig unterlegen bleibt“ (2006: 27-28), dann setzt sich dies bei den Ausübenden des Sports in der empirischen Praxis nahtlos fort. Aber nicht nur von den Männern wird diese Einstellung geteilt. Auch die Masseurinnen distanzieren sich davon. Eine meinte: „Ich halte nichts davon. Ist irgendwie komisch“. Das spiegelt sich auch im Sprachgebrauch wieder. Wenn man vom Fußball spricht, ist eigentlich der von Männern ausgeübte Fußball gemeint (vgl. Diketmüller 2006: 347). Der Frauenfußball scheint ohne den Präfix nicht auszukommen. Dies ist aber keine fußballspezifische Besonderheit. Auch andere männlich kodierte Sportarten, die auf eine lange frauenlose Tradition zurückblicken, wie American Football oder Eishockey, markieren mit dem Zusatz *Frauen* das Andere, das Minderwertige.

Den Trainer von Team A fragte ich, ob er sich vorstellen könne, eine Damenmannschaft zu trainieren. Er verneinte, mit dem Argument, dass er zu streng wäre und dauernd „Komplexe“ hätte, dass die Frauen nach einer Schelte zu weinen anfangen würden und er schon froh ist, wenn er mit seiner eigenen Frau auskomme. Das weibliche Geschlecht ist demnach zu sensibel,

um in dieser rauen Sportart bestehen zu können. Die symbolische Nähe hier wie auch auf anderen Ebenen zwischen Homophobie und Sexismus ist evident. Die Abwertung der Frauen hat für die Männer den Zweck, sich selbst symbolisch zu erhöhen. Connell argumentiert gleich:

„Die institutionelle Organisation des Sports beinhaltet bestimmte soziale Beziehungen: Wettstreit und Hierarchie unter Männern, Ausschluss oder Unterordnung von Frauen. Diese Geschlechterbeziehungen sind in den körperlichen Vorgängen realisiert, aber auch symbolisiert. Die größere männliche Leistungsfähigkeit im Sport ist auch zu einem Gegenargument gegen feministische Forderungen, geworden, zu einem symbolischen Beweis der männlichen Überlegenheit und ihrem Recht auf Herrschaft.“ (2006: 74)

Fußballerinnen werden von den meisten Spielern als „Mannweiber“ angesehen, was nichts anderes als ein Absprechen ihrer Weiblichkeit ist. Eine Frau soll schlank und zierlich sein, was anscheinend nicht mit den körperlichen Anforderungen, die der Fußball stellt, kompatibel ist. Oft werden Fußball spielende Frauen darüber hinaus als lesbisch kategorisiert (vgl. ebd.: 359). So heißt es immer wieder: „Ich halte nix vom Frauenfußball. Und außerdem sind die alle lesbisch.“ Die meisten Spieler – gerade bei Team A (Anm.: Auf dem angrenzenden Platz trainiert eine Frauenmannschaft.) – sind dieser Ansicht. Begleitet wird diese Annahme von Gerüchten, wonach Spielerinnen in der Dusche bei sexuellen Aktivitäten beobachtet worden wären. Das sagt wohl mehr über die Phantasie des Erzählers aus, als über das tatsächliche Duschverhalten der Fußballerinnen. Völlig aus der Luft gegriffen scheint der Eindruck des mehrheitlichen Lesbiertums bei Frauenmannschaften jedoch nicht. Selbst konnte ich das zwar nicht in Erfahrung bringen. Zufällig traf ich am Fußballplatz aber eine ehemalige Masseurin von Team A, die auch in der bereits erwähnten Frauenmannschaft gespielt hatte. Laut ihrer Aussage sollen ungefähr die Hälfte der Spielerinnen lesbisch leben. Was das allerdings mit der Minderwertigkeit von Frauenfußball zu tun haben soll, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Es ist wohl eine Strategie, um das Anderssein einzuzementieren. Neben einer defizi-



tären Physis und Psyche sind *die* auch noch homosexuell. Unterschiedlicher geht es aus der Sicht der Fußballer wirklich nicht.

Zwei Spieler äußerten sich positiv zum Frauenfußball. Einer findet es prinzipiell gut, wenn Menschen Sport ausüben. Der Spielertrainer von Team B findet zwar, dass es hier an Athletik, Tempo und Härte fehle, jedoch finde er beim Frauenfußball alles wieder, was ihm auch beim Männerfußball wichtig ist, wie Spannung, Dramatik und technische Finessen.

Zusammenfassend lässt sich die Einstellung der Fußballer zum Frauenfußball in drei Gruppen unterteilen: die Mehrheit lehnt ihn komplett ab, ein paar gestehen ihm bei gleichzeitiger Betonung seiner Anders- und Minderwertigkeit eine gewisse Berechtigung zu und eine Minderheit sieht darin eine interessante Sportart mit gleicher Berechtigung wie Männerfußball.

#### *4.3.2.2 Trainerinnen*

Jeden Spieler fragte ich, ob er sich vorstellen könne, von einer Frau trainiert zu werden. Die Ablehnung ist hier noch größer als gegenüber Frauenfußball; die Argumentationen ähnlich.

„Die könnte ich nicht so ernst nehmen. Ich würde mir immer denken: ‚Was weißt du schon von Fußball?‘“ (ein Spieler von Team A)

„Die müsste über ihre Fähigkeiten zeigen, dass sie dazu geeignet ist. Da hätte ich meine Zweifel daran.“ (ein Spieler von Team B)

„Ich könnte mir nicht wirklich eine Trainerin vorstellen. [...] Weil ich der Meinung bin, dass Frauen den Fußball nicht so verstehen. [...] Dass sie die Logik vom Fußball vielleicht nicht verstehen, das würde ich sagen. [...] Wie gesagt, es gibt natürlich immer Ausnahmen. Ich möchte das nicht verallgemeinern. Ich glaube, dass es grundsätzlich auch zutrifft, dass Frauen die schlechteren Autofahrer sind [...]. Ähm, sicher gibt es auch noch Sachen die Frauen besser können, das möchte ich nicht unterschlagen.“ (ein Spieler von Team B)

„Kann ich mir nicht vorstellen. Weil ich die nicht akzeptieren würde wie einen Trainer. Weil die einfach sich in mich nicht so rein versetzen kann wie ein Mann. Außerdem sollte sie mir auch Übungen vorzeigen können. Was will die mir zeigen?“ (ein Spieler von Team A)

Einer Frau wird von vielen von vornherein die Befähigung abgesprochen, eine geeignete Trainerin zu sein. Die angeführten Zitate sind aus der Sicht der Befragten, die logische Fortsetzung zu ihren Argumenten, welche sie contra Frauenfußball anführen. In Gesprächen ließen sie durchklingen, dass dies auch mit der fehlenden Profiligen in Österreich und mangelnden internationalen Erfolgen der Nationalmannschaft (wozu auch schon die Qualifikation für eine Europameister- oder Weltmeisterschaft zählt) zusammenhängt. Daher könnte es sein, dass Männer in Deutschland oder Norwegen, wo es sehr erfolgreiche Damenmannschaften gibt, weniger ablehnend gegenüber Frauenfußball sind und in weiterer Folge gegenüber einer Trainerin.

#### *4.3.2.3 Schiedsrichterinnen*

In den letzten Jahren ist in den Amateurligen eine vorsichtige Zunahme an Schiedsrichterinnen zu beobachten. Gibt es in Bezug auf Frauenfußball und Trainerinnen mehrheitlich Ablehnung von Seiten der Fußballer, so ist die Einstellung zu Schiedsrichterinnen weit weniger negativ. Auch hier kann man drei Gruppen unterscheiden. Der Mehrheit ist es laut eigenem Bekunden egal, ob ein Mann oder eine Frau das Spiel leitet. Fast Alle gaben an, dass sie sich einer Schiedsrichterin gegenüber zurückhaltender und freundlicher verhalten würden als einem Schiedsrichter.

Drei der befragten Spieler sind der Ansicht, dass Frauen besser pfeifen würden. Einer begründete diese Meinung damit, dass Schiedsrichterinnen „emotionsloser“ wären, sich also weniger provozieren lassen würden. Für einen anderen Fußballer sind Frauen die besseren Spielleiterinnen, weil sie zwar kleinlicher pfeifen würden, diesen Stil jedoch gerecht auf beide Mannschaften anwenden.

Für den Trainer und einen Spieler von Team A sind Frauen nicht dazu befähigt als Schiedsrichterinnen zu fungieren. Ersterer führt dies auf mangelnde Fähigkeit zurück, mit kritischen Situationen umzugehen. Der Trainer macht auch in der Spielbesprechung allenfalls seine Mannschaft darauf aufmerksam, dass sie heute von einer Frau gepfiffen werden und sich dementsprechend verhalten sollen. Mit einem entsprechenden Verhalten meint er Zurückhaltung und Höflichkeit, da eine Frau nach seiner Ansicht sensibler ist und sich sofort mit gelben und roten Karten behelfen würde. Dies ist keine unübliche Vorgehensweise. Auch in den meisten Mannschaften, in denen ich selbst gespielt habe, wird man zu besonderer Zurückhaltung gegenüber Schiedsrichterinnen aufgefordert.

## 4.4 Inszenierung

### *Einwurf*

2:0 Endstand. Nachdem die Spieler noch mit den Fans ein wenig Small Talk geführt haben, gehen sie in die Kabine. Es wird gewartet, bis der Letzte da ist. Die Tür wird weit aufgerissen. Der Kapitän der Sieger stellt sich in den Türrahmen und brüllt:

K: „Wir bedanken uns beim Schiedsrichter und der gegnerischen Mannschaft mit einem dreifachen Zicke Zacke Zicke Zacke!“

Team: „Hoi! Hoi! Hoi!“ grölen die Gewinner zurück.

K: „Zicke Zacke Zicke Zacke!“

[...]

K: „Schuss!“

T: „Tor!“

K: „Schuss!“

T: „Tor!“

Inszenierungen sind im Fußball ein wesentlicher Bestandteil bei der Konstruktion von Männlichkeit. Sie werden vor allem von Mechanismen der Abgrenzung und Entgrenzung getragen. Brändle und Koller schreiben, dass die „Zurschaustellung“ von Männlichkeit ein essentieller Bestandteil von Fußball ist (vgl. 2002: 217). Daran anknüpfend ergänzt Sülzle, dass „die Schausteller weniger auf dem Feld, sondern mehr auf den Rängen zu finden sind“ (2005: 39). Wie bereits erwähnt, ist die Grundlage ihrer Forschungen Fankulturen im Umfeld von professionellen Mannschaften. Wenn ich Sülzles Aussage auf mein Forschungsfeld umlege, kann ich mich dem nicht anschließen. Die von mir untersuchten Fußballer sind, wie ich noch zeigen werde, mindestens in gleicher Weise „Schausteller“ wie die ZuseherInnen. Viele Formen der Inszenierung leben auch vom Wechselverhältnis zwischen Spielern und Fans. Die Inszenierung der Spieler erfolgt auf verschiedenen Ebenen – gegenüber den eigenen Mannschaftskameraden, dem Gegner, dem Schiedsrichterteam oder den ZuseherInnen. Auf diese werde ich mich im Folgenden konzentrieren. Ich werde versuchen, die Formen der Inszenierung chronologisch darzustellen, beginn-

nend mit dem Spiel, der daran anschließenden Zeit in der Kabine und Dusche sowie der „dritten Halbzeit“<sup>53</sup>. Oder auch Kreisky folgend: „Männlichkeiten strukturieren die sozialen Realitäten des Fußballs, wie das Spektakel Fußball zu seiner Inszenierung, auch besonderer (spielender wie zuschauender) Männlichkeiten bedarf. Diese trübe Zone komplexer Wechselwirkungen gilt es [...] ein wenig auszuleuchten“ (2006: 24).

Die Inszenierung am Spieltag beginnt schon beim Aufwärmen. Zirka dreißig bis vierzig Minuten vor Matchbeginn begeben sich die Mannschaften auf das Fußballfeld um sich auf das Spiel vorzubereiten. Man läuft sich warm, man passt sich den Ball zu, dehnt sich, schießt vielleicht ein paar Mal auf das Tor. Manche Fußballer reden während den Dehnungsübungen mit den ZuseherInnen. Die Gesprächsthemen werden laut der Spielerfreundin Martina von Team B nach dem Geschlecht ausgewählt:

I: „Wie verhalten sich die Fußballer den Fans gegenüber?“

M: „Mit männlichen Fans ist die Begrüßung anders. Man redet halt über Fußball. Männer sagen auch immer eine Einschätzung über das Spiel, auch wenn sie keine Ahnung von Fußball haben. Hauptsache, sie haben etwas über das Spiel gesagt. [...] Mit Frauen wird nicht über das Spiel gesprochen, mehr: ‚Wie geht es dir?‘ und ‚Nett, dass du da bist!‘. Mir kommt vor, bei Frauen wird es auch mehr wertgeschätzt, dass sie da sind weil man annimmt, dass es sie eigentlich nicht interessiert.“

I: „Stört dich das?“

M: „Ja. Weil ich denke, dass ich mittlerweile schon auch etwas zum Spielverlauf sagen könnte und unter Umständen sogar qualifiziertere Sachen als so manch anderer männlicher Zuschauer.“

I: „Warum sagst du nichts?“

M: „Ich sag eh immer was. Ich werde aber nicht gefragt. Manche hören zu und andere finden es blöd.“

---

<sup>53</sup> Die „dritte Halbzeit“ hat im Fußballjargon zwei Bedeutungen: Für Hooligans bedeutet sie eine Schlägerei mit den gegnerischen Fans nach dem Spiel. Fußballmannschaften meinen damit das gemeinsame Zusammensitzen und Trinken von Alkohol ebenfalls nach dem Spiel.

Männer unterstellen einander a priori Fußballfachkompetenz, den Frauen wird diese a priori abgesprochen. Es bedarf eines harten Stückes Arbeit für beide Geschlechter, dieses (für die einen positiven, für die anderen negativen) Vorurteil abzubauen. Ein Mann muss schon ziemlich viele unpassende Kommentare abgeben, um endgültig als „Ahnungsloser“, wie es im Fußball oft heißt, zu gelten. Gleiches gilt umgekehrt für Frauen. Entweder sie werden nicht beachtet, wenn sie etwas über das Spiel sagen wollen oder man hört ihnen mit einem paternalistischen Gehabe zu und nimmt sie nicht ernst.

Der Fußballer inszeniert sich vor Zusehern betont lässig, kumpelhaft und als Sachverständiger. Es wird über die Chancen diskutiert, das Match zu gewinnen, Auskünfte über die Gesundheitszustände der Mitspieler werden gegeben und über die Bedeutung des Spiels fachgesimpelt. Frauen gegenüber findet vor dem Spiel weniger eine Inszenierung der eigenen Person statt. Eher wird der weibliche Fan inszeniert und in seiner Rolle als liebende und aufopferungsvolle Freundin festgeschrieben.

Es gibt aber auch Fußballer, welche vor und während des Spiels keinerlei Kontakt mit den Fans pflegen. Hoch konzentriert machen sie beim Aufwärmen ihre Übungen, gehen die taktischen Anweisungen durch und stellen sich auf ihren Gegenspieler ein. Selbst wenn sie direkt angesprochen werden, schenken sie der Person keine Aufmerksamkeit. Wie hoch hier der inszenierte Charakter ist, ist schwer einzuschätzen. Bei einigen gehört es zur normalen Vorbereitung und anschließenden Absolvierung des Spiels. Andere Spieler wiederum setzen dieses Zurückgezogenheit bewusst als Stilmittel ein. Man will sich als wichtige Person mit großer Aufgabe inszenieren. Die Masseurinnen haben angemerkt, dass viele Spieler mit ihrem Gang auf das Spielfeld, kurz bevor das Match angepfiffen wird, ihre Männlichkeit demonstrieren. Ernst dreinblickend und fokussiert auf die anstehende Aufgabe geht man bestimmten Schritten auf das Spielfeld. Gladiatorengleich werden die Spieler dann von dem/der SchiedsrichterIn in die *Arena der Männlichkeit* (Kreisky/Spitaler 2006) geführt, das Publikum wird mit „Wir begrüßen die Zuschauer<sup>54</sup> mit einem

---

<sup>54</sup> Zuschauerinnen scheint es nicht zu geben.

dreifachen Hip Hip Hurra ...“ willkommen heißen. Das Spiel selbst kann als Bühne der Männlichkeit angesehen werden:

„Es ist eine Bühne. Es stehen draußen die ganzen Mädels herum. Es ist ein ständiger Beweis sich selbst gegenüber. Wo stehe ich, was ist, wenn der auf mich zu rennt? Nehme ich dem den Ball ab oder nicht? Also eine vereinfachte Form des Kampfes oder eine friedlichere Form des Kampfes. Was anderes wird es nicht sein. Darum spiele ich auch gerne Fußball. Ein Messen braucht jeder Mann in irgendeiner Form.“ (ein Spieler von Team B)

Was Cornwall und Lindisfarne in Bezug auf Boxer ansprechen, wenn es heißt „[...] attributions of masculinity depend on who throws the punch, who receives it and who is watching“ (1994: 14), findet sich im letzten Interviewauszug eines Spielers von Team B wieder. Für ihn geht es beim Fußball u.a. darum, seine Männlichkeit vor sich selbst und vor den (weiblichen) Fans zu beweisen. Kurz – seinen Mann zu stehen. Das bedeutet für ihn, sich einem Duell zu stellen, nicht zurückzuziehen, den anderen Mann zu besiegen, letztendlich seine überlegene Männlichkeit zu demonstrieren und „in einem archaischen Ritus des ‚Mann gegen Mann‘ zur gültigen Selbstdefinition“<sup>55</sup> (Söll/Weltzien 2003: 313) zu gelangen. Cornwall und Lindisfarne sprechen damit die Bedeutung des Kontexts für die Männlichkeitskonstruktion an. Auf einer abstrahierten Ebene geht es hier um die die Akkumulierung von symbolischem Kapital. Auf den ersten Blick paradox wirkend, sind dafür knappe Siege förderlicher<sup>56</sup>. Dies lässt sich mit dem schon erwähnten Isometrieprinzip erklären, welches auf „gleicher Ehre“ basiert. Auf Fußball umgelegt heißt das, je ebenbürtiger der Gegner ist, umso mehr zählt der Sieg, desto mehr symbolisches Kapital ist auf dem Männlichkeitskonto zu verbuchen.

Der zweite Aspekt, welchen der Spieler anspricht – die Inszenierung für die Zuseherinnen – ist von großer Bedeutung bei der Konstruktion von Männlich-

---

<sup>55</sup> Anne Söll und Friedrich Weltzien sprechen hier nicht über Fußball sondern über den finalen Showdown im *Spider-Man*-Film.

<sup>56</sup> Außer wenn man als Favorit gegen den Außenseiter sich nur mit einem Tor durchsetzt.

keit. Wie bereits erläutert, wird Männlichkeit nicht nur unter Männern sondern auch zwischen Männern und Frauen hergestellt. Bei den von mir untersuchten Mannschaften geschieht dies vor allem durch die anwesenden Partnerinnen der Fußballer, welche im Fußball unter dem Titel *Spielerfrauen* firmieren. Die folgenden zwei Ausschnitte aus Interviews spiegeln deutlich die vorherrschende (z.T. unterschiedliche<sup>57</sup>) Meinung in den beiden Mannschaften über die Spielerfrauen wider:

„Frauen sind da um zu trösten, wenn sie verlieren, während dem Spiel die Daumen zu halten und, wenn das Spiel aus ist, gleich nach Hause zu gehen. Frauen sollten die Launen verkraften, weil viel Emotionen dabei sind.“ (Trainer, Team A)

„Ich denke mir, für die Spieler ist es angenehm, dass wir da sind. Weil sie das schon gern haben, dass sie angesehen werden von ihren Freundinnen und weil sie da sehr männlich wirken und männlich agieren können. Männlich meine ich in dem Sinn, was sie halt als männlich empfinden und sie da schon auch Bewunderung erfahren.“ (Martina, Team B)

Die Spielerfrauen sind dazu da, ihre Männer zu unterstützen und Glück zu bringen. Dabei sollen sie sich laut dem Trainer flexibel der emotionalen Achterbahn einer geplagten Kickerseele anpassen. Viele Fußballer berichteten, dass sie motivierter sind und sie sich sehr freuen, wenn die Freundin oder Ehefrau zuschauen kommt. Das ist u.a. darauf zurückzuführen, wie auch aus dem Interview mit Martina hervorgeht, dass sie ihre Männlichkeit, welche eben auch vom Urteil von Frauen abhängt, beweisen können. Martina sagte auch, dass die Partnerinnen zuschauen gingen, weil sich das für eine gute Freundin so gehören würde. Alles was wir bisher über die Partnerinnen gehört haben, erinnert an die folgende Passage aus Bourdieus *Die männliche Herrschaft*:

„Die männliche Herrschaft konstituiert die Frauen als symbolische Objekte, deren Sein (*esse*) [Herv. v. Verf.] ein Wahrgenommenwerden (*percipi*) [Herv. v. Verf.] ist. Das hat zur Folge, daß Frauen in einen andauernden Zustand [...] symboli-

---

<sup>57</sup> Die Differenz äußert sich in der 3. Halbzeit. Auf diese wird weiter unten eingegangen.



scher Abhängigkeit versetzt werden: Sie existieren zuallererst für und durch die Blicke der anderen, d. h. als liebenswürdige, attraktive, verfügbare *Objekte* [Herv. v. Verf.]. [...] Und die angebliche ‚Weiblichkeit‘ ist vielfach nichts anderes als eine Form des Entgegenkommens gegenüber männlichen Erwartungen, insbesondere hinsichtlich der Vergrößerung des männlichen Ego.“ (2002: 117)

Die von Bourdieu angesprochene symbolische Abhängigkeit kommt auch im Terminus Spielerfreundin zum Ausdruck. Hier wird die Partnerin sprachlich an ihren Fußballfreund gebunden und gilt nicht als eigenständiges Individuum. Spricht man über sie, wird von der „Freundin von ...“ gesprochen. Speziell bei Team A ist das so. Bei Team B ist das in dieser Deutlichkeit nicht anzutreffen. Das ist darauf zurückzuführen, dass die Frauen generell integrierter und schon über z.T. Jahre hinweg fixer Bestandteil des Mannschaftsumfelds sind.

Für beide Teams gilt jedoch die Bedeutung von Frauen beim Fußball zur „Vergrößerung des männlichen Ego“ gleichermaßen. Die Fußballer inszenieren sich vor allen zusehenden Frauen (nicht nur vor der eigenen Partnerin) als „wahre“ Männer, welche hart gegen sich selbst und gegen den Gegner, in Blut und Schlamm<sup>58</sup> badend, durch fußballerische Fähigkeiten (welche sie von den Zuseherinnen unterscheidet) bestechen. Der Körper spielt dabei eine gewichtige Rolle. Für Connell sind für die körperliche Männlichkeit vor allem Kraft und Können zentral. Dies kommt ihrer Ansicht nach bestens im Sport zur Geltung (vgl. 2006: 77). Weiters heißt es:

„Körper sind kein neutrales Medium des sozialen Prozesses. Ihre Stofflichkeit ist von Bedeutung. Sie werden bestimmte Dinge tun und andere lassen. Körper spielen in der sozialen Praxis eine wesentliche Rolle, vor allem beim Sport, bei der Arbeit, in der Sexualität.“ (ebd.: 78)

Für diesen Körper, welcher einen sowohl zum Ertragen von großen Schmerzen wie auch zu einem Schuss aus 25 Metern ins Kreuzeck befähigt, erwarten sich die Fußballer die Anerkennung (symbolisches Kapital) der Frauen. Bourdieu

---

<sup>58</sup> Siehe dazu auf Männer allgemein bezogen Connell (vgl. 2006: 76- 79).

würde hier in Anlehnung an Virginia Wolf von „schmeichelnden Spiegeln“ sprechen, „die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will, womit sie seine narzißtische Besetzung eines idealisierten Bildes seiner Identität verstärken“ (1997: 203).

Im Match selbst gibt es viele Formen der Inszenierung. Sei es das Spielen einer „Gurke“ vor den ZuseherInnen, das Zusammenbrüllen eines Gegners, welcher einer „Schwalbe“<sup>59</sup> bezichtigt wird, oder die Reklamation bei dem/der SpielleiterIn bezüglich einer vermeintlichen Fehlentscheidung. Oft werden Fußballer als Schauspieler bezeichnet. Das kommt nicht von ungefähr. Wird ein Spieler gefoult, krümmt er sich oft, ohne irgendwelche Schmerzen zu haben, theatralisch am Boden. Zum einen will er sich damit einen Vorteil in Form eines Freistoßes, eines Elfmeters, einer gelben/roten Karte für den Gegenspieler oder zumindest einen Zeitgewinn sichern. Das ist aber nicht der einzige Grund. Mittels einer solchen „Showeinlage“ kann man sich als harter, dem Schmerz trotzendes Mann inszenieren. Nachdem die nicht vorhandene Blessur behandelt worden ist, läuft der Fußballer unter dem anerkennenden Applaus der Fans wieder auf das Spielfeld. AdressatInnen der Inszenierung sind hier sowohl die eigenen Mitspieler als auch Fans und Gegner.

In diesem Zusammenhang ist eine vielbemühte Phrase zu nennen. Im Fußball soll ein *Zeichen* gesetzt werden, wenn es schlecht läuft, man in Rückstand ist und nichts auf den Ausgleich hindeutet. Ein Spieler, meistens ein Führungsspieler, macht dann ein Foul, gepaart mit fußballmännlichen Begleiterschei- nungen (schreien, sich auf die Brust klopfen, ...) oder versucht durch eine andere besonders dynamisch und aktiv wirkende Aktion die Mannschaft und die Fans „wachzurütteln“, wieder „Feuer“ in das „lahmarschige“ Spiel zu bringen, um das „Ruder“ doch noch herumreißen zu können.

Nicht zu vergessen bei Inszenierungen im Fußballspiel ist die Tätlichkeit<sup>60</sup>. Ein gewisser Teil der Tätlichkeiten ist auf Affekthandlungen zurückzuführen. Aus der teilnehmenden Beobachtung heraus ist jedoch zu schließen, dass in nicht

---

<sup>59</sup> Als Schwalbe bezeichnet man ein vorgetäushtes Gefoult-Werden.

<sup>60</sup> Darunter versteht man die Insultierung eines Gegenspielers.

unbeträchtlichem Ausmaß diese oft auch einen inszenierten Charakter haben, um die eigene Männlichkeit vor den anderen (v. a. ZuseherInnen und eigenen Mitspielern) nicht zu verlieren bzw. zu beweisen. Als ich mir ein Meisterschaftsspiel von Team A anschaute, konnte ich ein Paradebeispiel einer inszenierten Tätlichkeit beobachten. Etwa in der 60. Minute wurde ein Spieler eingewechselt. Viele seiner männlichen Freunde waren im Publikum. Er war verärgert, weil ihn der Trainer nicht von Anfang an aufstellte. Dieser Umstand war ihm außerdem vor seinen Freunden peinlich. Als der Ball direkt vor die kleine Tribüne, wo ein Hauptteil der Fans stand, war, foulte er seinen Gegenspieler. Dieser beschimpfte den Spieler daraufhin und rempelte ihn beim Vorbeigehen leicht an. Seine Freunde brüllten auf das Spielfeld, er solle sich das nicht gefallen lassen. Daraufhin stieß er seinen Gegenspieler mit der Hand hart zu Boden und bekam vom Schiedsrichter für diese Regelübertretung die rote Karte. Seine Freunde applaudierten und beschimpften anschließend den Schiedsrichter. Im Umfeld des Spielers ist Gewalt allgemein akzeptiert, vor allem, wenn man nicht selbst den ersten Schlag ausgeführt hat oder selbst Zielscheibe von Beleidigungen ist. Die gleiche Logik hat u.a. Connell bei arbeitslosen Jugendlichen festgestellt (vgl. 2006: 123). Der Spieler wollte mit der Tätlichkeit seine Ehre, seine Männlichkeit vor seinen Freunden nicht verlieren, welche zentral auf einem kämpferischen Charakter basiert. In der Mannschaft war man über diese Aktion geteilter Meinung. Einige ärgerten sich über die Schwächung der Mannschaft, die eine rote Karte bedeutet. Andere wiederum fanden es durchaus legitim, sich die Beschimpfung und das Anrempeeln nicht gefallen zu lassen. Insgesamt gesehen ist zu sagen, dass so etwas in beiden Mannschaften selten vorkommt und daher keine übliche Verhaltensform ist.

Bestimmte Aufgaben am Spielfeld forcieren bestimmte Spielertypen. Diese haben keinen normativen Charakter, sondern fungieren als Leitlinie und sind wiederum abhängig vom taktischen System und vom Spielstil der Mannschaft. Beide untersuchten Teams pflegen einen ähnlichen Stil. Es wird Wert gelegt auf Fußball *spielen* und nicht auf Fußball *kämpfen*. Im Ligavergleich sind sie bezüglich ihres technischen Vermögens überdurchschnittlich begabt bzw. aus-

gebildet. Team A spielt mit einem 3-5-2 System (drei Verteidiger, fünf Mittelfeldspieler, zwei Stürmer) und Team B mit einem 4-4-2 System altmodischer Prägung<sup>61</sup>. Beide agieren mit einem Libero. Auf dem Platz unterscheiden sich die Spielanlagen beider Mannschaften nur unwesentlich. Im 4-4-2 System sind die zwei Außenverteidiger etwas offensiver ausgerichtet und im 3-5-2 System ist das Mittelfeld dichter besetzt.



*Taktische Aufstellung Team A: 3-5-2 System Team B: 4-4-2 System*

Der Tormann gilt allgemein als „eigen“. Man sagt ihm gewisse Macken nach und in den Diskursen herrscht die Meinung vor, dass mindestens 90 Prozent aller Torhüter einen „Vogel haben“. Begründet wird das u.a. dadurch, dass sich kein normaler Mensch freiwillig in ein Tor stellen würde und sich vom Gegner ein ganzes Spiel hindurch im wahrsten Sinne des Wortes unter Beschuss nehmen lässt. Von einem Torhüter erwartet man sich physische und

<sup>61</sup> Im heutigen Profi-Fußball spielt man in der Defensive mit einer Viererkette. Die Zeiten des Liberos, der hinter den anderen Verteidigern spielt, sind hier vorbei. Zwei Innenverteidiger spielen auf den Halbpositionen in etwa auf der gleichen Höhe. Die Außenverteidiger sollen sich heute verstärkt in die Offensive einschalten.

verbale Präsenz<sup>62</sup>. Er muss ein Mindestmaß an Körpergröße vorweisen (unter 180 cm gilt als unzureichend). Darüber hinaus soll er unerschrocken sein und mit vollem Körpereinsatz seinen „Kasten“ (das Tor) sauber halten. Fallweise muss er seine Vorderleute auf Gefahrensituationen lautstark aufmerksam machen. Diese Idealvorstellung hat am ehesten einen normativen Charakter, da sie systemunabhängig ist (es gibt immer einen Tormann) und eine Art Grundanforderung darstellt. Der Schlussmann – wie er auch genannt wird – von Team A entspricht diesem Spielertyp und versucht ihm auch zu entsprechen. Beständig demonstriert und inszeniert er sowohl im Training als auch im Spiel die an seine Spielposition gestellten Anforderungen. Die beiden Torhüter von Team B – sie wechseln einander von Match zu Match ab – erfüllen diese Ansprüche nur bedingt, was fallweise zu Kritik an ihnen führt. Es wird ihnen vorgeworfen, zu wenig mit ihren Vorderleuten zu kommunizieren und zu zögerlich zu agieren. Das hängt bei ihnen auch mit der fehlenden Ausbildung und Sozialisation in Nachwuchsmannschaften zusammen. Während der Tormann von Team A von Kindesbeinen an im Tor stand, waren die beiden von Team B nur sporadisch in Nachwuchsmannschaften und wurden erst später zu Torhütern „gemacht“.

Der Libero ist von großer Bedeutung für eine Mannschaft. Er ist für die gesamte Organisation der Defensive verantwortlich. Das bedeutet, dass er ständig lautstark und unmissverständlich seine Vorderleute einteilen muss und ihnen als der letzte Feldspieler vor dem Tormann sagt, wo sie sich zu positionieren haben. Der Libero gibt auch die Kommandos, wann auf Abseits gespielt wird und die Mannschaft aus der Defensive rücken soll. Er hat keinen direkten Gegenspieler und ist daher frei, die Fehler der anderen auszubessern bzw. korrigierend einzugreifen; man spricht auch von einer Art Feuerwehr. Ein Libero sollte daher taktisch klug agieren, kommunikationsfähig und recht zweikampfstark sein. Darüber hinaus sollte er auch ein guter Fußballer sein, da er als „letzter Mann“ der erste ist, der für den Spielaufbau zuständig ist und somit viele Spielzüge einleitet. Der Libero ist, zumindest während der 90 Minuten,

---

<sup>62</sup> Die Erwartungen an alle Positionen sind eine Mischung aus Vorgaben des Trainers und globaleren Fußballdiskursen.

eine Autoritätsperson und sollte ein Führungsspieler sein. Beide Liberos in den Teams entsprechen in etwa diesem Profil.

„[...] wuchtig, kopfballstark und bereit, den Gegenspieler mit allen Mitteln zu bekämpfen“, beschreibt Walter treffend das Anforderungsprofil eines Vorstoppers oder Außenverteidigers (2006: 105). Diese Verteidiger sind selten brillante Techniker. Sie sollen den ihnen zugewiesenen gegnerischen Stürmer „abmontieren“ und müssen dafür zweikampfstark sein. In der Offensive sollen sie sich eher zurückhalten. Die meisten Spieler auf diesen Positionen in beiden Teams entsprechen dem an sie gestellten Profil. Manche inszenieren sich bewusst als Raubein. So hat ein Spieler von Team B ein T-Shirt mit dem Aufdruck „Eisenfuß“. Ein anderer meinte, ihm seien Statistiken wie erzielte Tore oder Assists egal, Hauptsache er führe in der gelben und roten Karte - Statistik. Außenverteidiger und Vorstopper sind oft die Bad-Boys in den Mannschaften<sup>63</sup>.

Ein defensiver Mittelfeldspieler bildet die Schnittstelle zwischen Verteidigung und Angriff. Er soll die Abwehr stabilisieren, die gegnerischen Offensivbemühungen des Mittelfelds unterbinden und die Angriffsversuche seiner Mannschaft unterstützen. Dafür muss er ein hohes taktisches Verständnis haben, technisch versiert, lauf- und zweikampfstark sein. Ein komplexes Anforderungsprofil, welchem die Spieler in Team B gerecht werden; die Spieler in Team A nur fallweise, was auch hier ab und an zu Kritik führt. Wenn sie außer Form sind, versuchen sie die einfachste der an sie gestellten Eigenschaften – ein hartes Zweikampfverhalten – zu erfüllen, indem sie vielleicht auch ohne Notwendigkeit einen Gegenspieler hart foulern und so ihre Legitimität auf ihrer Position unter Beweis zu stellen versuchen.

Die Mittelfeldspieler ganz links und rechts, auch „Flügelflitzer“ genannt, sollen über ihre Seite Druck auf die gegnerische Abwehr ausüben und die Stürmer mit Flanken und „Stanglpässen“<sup>64</sup> versorgen. Sie treten vor allem als Vorlagengeber in Erscheinung. Ein besonders guter Flügelspieler ist darüber hinaus

---

<sup>63</sup> Vgl. auch im Kapitel 4.5 „Entgrenzung“, in welchem „gegen den Gegner gerichtete Gewalt“ erläutert wird. Hier ist auch deutlich der fließende Übergang zwischen den einzelnen Säulen zu erkennen.

<sup>64</sup> Darunter versteht man einen flachen, scharfen Pass, in etwa von der Grundlinie in den Strafraum.

noch torgefährlich. Dafür müssen sie vor allem konditionell topfit und überdurchschnittlich schnell sein. Die Spieler auf diesen Positionen in beiden Mannschaften entsprechen dem.

Der offensive Mittelfeldspieler ist der Dreh- und Angelpunkt für die Angriffsversuche seines Teams. Er muss technisch begabt, kreativ und torgefährlich sein. Darüber hinaus sollte er den „tödlichen“ Pass spielen können, der einem seiner Mitspieler eine große Torchance ermöglicht. Dieses Bild entspricht in etwas reduzierter Form dem bereits erwähnten Idealbild eines argentinischen Fußballers. Ihm haftet auch eine gewisse Unberechenbarkeit an. Er ist im Team am ehesten mit einer Art Künstler zu vergleichen. Auch wenn er einen schlechten Tag hat, hofft der Rest der Mannschaft, dass er trotzdem etwas „Entscheidendes“ macht, sprich ein Tor vorbereitet oder selbst eines erzielt. Sie können sich, wenn sie auf dieser Position akzeptiert werden, mehr Freiheiten herausnehmen als andere. Die Spieler beider Teams erfüllen diese Anforderungen. Sie werden nicht an dem Männlichkeitsprofil eines Verteidigers gemessen, welches durch Kämpfen, Härte und Grätschen gekennzeichnet ist. Leichtigkeit und Spielfreude geht von ihnen aus. Sind sie über mehrere Spiele außer Form, dann wird jedoch Kritik an ihrer Art zu spielen laut. Die bereits erwähnten Grundtugenden (laufen und kämpfen) werden dann gefordert und der offensive Mittelfeldspieler wird gegebenenfalls zugunsten eines Spielers, welcher eher dem Typus eines defensiven Mittelfeldspielers entspricht, ersetzt. Bei den Stürmern gibt es unterschiedliche Typen. Da wären die Sprintraketen, die wuchtigen Mittelstürmer, derjenige, der etwas unauffällig agiert und dann im richtigen Moment am richtigen Ort steht – seinen „Torriecher“ unter Beweis stellt – und noch eine Vielzahl von Mischformen. Ein Angreifer von Team A besticht durch Schnelligkeit und Einsatz. Ihm wird für seine Unerschrockenheit von seinen Teamkameraden Respekt gezollt. Ein weiterer Spieler wird vom Trainer je nach Gegner und dem eigenen „Spielermaterial“<sup>65</sup> entweder als offensiver Mittelfeldspieler oder Stürmer eingesetzt, dementsprechend agiert er wie für die vorige Position beschrieben. Einen ähnlich spielenden Fußballer

---

<sup>65</sup> So bezeichnet man im Fußballjargon entmenschlicht die Summe aller zur Verfügung stehenden Spieler.

gibt es auch bei Team B. Der zweite Stürmer verlässt sich eher auf seine Schnelligkeit.

Ist das Match vorbei, hängt es von seinem Ausgang ab, wie sich die Spieler weiterverhalten. Auf jeden Fall werden einige ihr Trikot ausziehen und den ZuseherInnen ihren schweißnassen, sportlichen Körper präsentieren. Hat man das Spiel verloren, bleiben einige fassungslos am Boden sitzen und blicken enttäuscht in die Ferne. Wie viel Inszenierung und wie viel echtes Leid dabei ist, ist schwer zu sagen. Meistens kommt ein eigener Spieler oder ein/e ZuseherIn tröstend zu Hilfe. Gewinnt man, ist die Stimmung gelöst und man klatscht mit seinen Mitspielern ab oder umarmt sich. Die männlichen Fans klopfen einander auf die Schulter, man spricht noch am Platz mit ihnen über strittige oder Spiel entscheidende Szenen. Manchmal wird noch in voller „Arbeitskluft“ ein Bier am Ort des Geschehens, der vielzitierten Arena der Männlichkeit, getrunken.

Nach etwa fünf bis fünfzehn Minuten begibt sich die Mannschaft in die Kabine und bei einem Sieg findet die im *Einwurf* beschriebene Szene statt. Dies ist ein verbreitetes Demütigungs- und Selbsterhöhungsritual im Fußball<sup>66</sup>. Es kommt ebenso bei beiden für diese Arbeit untersuchten Mannschaften, wie in jedem anderem Team, in dem ich bisher gespielt habe, vor. Es wird gewartet, bis der letzte Spieler in der Kabine ist. Dann ergreift einer das Wort, meistens der Kapitän. Der Gegner wird immer mit der genannten Formel „Wir bedanken uns beim Schiedsrichter und bei der gegnerischen Mannschaft mit einem ...“ geschmäht. Einzig das „Schuss-Tor“-Geschrei variiert je nach Anzahl der erzielten Tore. Allfällige Treffer des Gegners werden dabei weggelassen. Gebrüllt wird bei offenen Türen in Richtung der Kabine der anderen Mannschaft. Dieses Ritual kann als verbal expressiver Ausdruck der libido dominandi gedeutet werden. Wenn man das Spiel als Duell zweier Gruppen von Männern deutet, welche damit auch ihre Männlichkeit unter Beweis stellen wollen, dann ist ein Sieg

---

<sup>66</sup> Dies bezieht sich auf den österreichischen Fußball. Ob es derartiges auch in anderen Ländern gibt, ist mir nicht bekannt.



letztendlich auch ein Sieg der eigenen Männlichkeit (individuell wie kollektiv) über die der gegnerischen Mannschaft.

Die Körper der Spieler haben sich im Laufe der letzten Jahre verändert. Vor etwa einem Jahrzehnt stieg ich von der U16 Mannschaft in die Kampfmannschaft<sup>67</sup> auf. Die Männer von damals gaben keine große Obacht auf ihr Körperstyling. Tätowierungen waren ebenso die Ausnahme wie Solariumbräune, Haargel oder Piercings, von Intimirasur ganz zu schweigen. Heute bilden die genannten Punkte eine allgemein akzeptierte Form des Körperdesigns. Dieser im Fußball bemerkbare Trend ist Teil einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung:

„Die körperliche Selbstdarstellung und ein adäquates Körper-Image werden in wachsendem Maße identitätsrelevant, eine vorteilhafte Performance verspricht Distinktionsgewinne. Die Individuen werden für den Zustand ihres Körpers verantwortlich gemacht. Folglich werden Investitionen in den Körper bzw. in dessen Erscheinung notwendig.“ (Meuser 2007: 153)

Gerade bei Team A spielt das Aussehen eine gewichtige Rolle. Etwa die Hälfte der Mannschaft ist tätowiert. Auch auf Kleidung wird hier großer Wert gelegt.

I: „Wie wichtig ist das Aussehen in der Mannschaft?“

X: „Sehr wichtig. [...] Wenn einer rosarot anzieht dann heißt es gleich: ‚Love Parade‘. Wenn einer einen Pullunder anhat, dann gleich: ‚Warst du beim Golfturnier heute?‘ Du wirst nur blöd angeredet. Bei uns musst du aufpassen, was du anziehst. Wenn einer eine Anzughose anhat dann heißt es gleich: ‚Hey, Kommunion gehabt?‘“ (Kapitän, Team A)

Generell ist anzumerken, dass „blöd reden“, also das gegenseitige Aufziehen, im Fußball einen großen Teil der Konversation in den Mannschaften ausmacht. Bei Team A ist das gegenseitige Aufziehen besonders stark ausgeprägt. Das bezieht sich eben mitunter auch auf das Aussehen, wozu Kleidung und Körper-

---

<sup>67</sup> So bezeichnet man das Erwachsenenteam. Die U16 ist eine Nachwuchsmannschaft, in der i.d.R. 14- und 15-jährige spielen (unter 16).

styling gehören. Das „blöd anreden“ wird meist vor anderen Spielern gemacht und hat einen stark inszenierten Charakter. Mit Kommentaren über die Kleidung, wie sie der Kapitän genannt hat, kann man sich in den Mittelpunkt des Interesses stellen und definiert auch gleichzeitig eine Norm. Weicht man von dieser ab, zieht man den Spott der anderen auf sich. Man muss solche Kommentare jedoch nicht auf sich sitzen lassen und kann schlagfertig kontern. Daraus entwickeln sich oft Schmäh-Rededuellen auf beachtlichem rhetorischem Niveau. Man darf jedoch nie etwas nach außen hin ernst nehmen. Alle befragten Spieler berichteten, dass man ansonsten über einen längeren Zeitraum auf die Schippe genommen wird, da man dann den Schwachpunkt der betreffenden Person kennen würde. Die Fußballer passen sich daher der in der Mannschaft vorherrschenden Kleidungsvorliebe – elegant sportlich – an. Diese Grenze ist nicht sehr eng gezogen. Wer sich jedoch außerhalb dieser befindet, ist mit Sicherheit Zielscheibe von (nicht böartigen) Witzen.

Bei Team A gibt es eine solche Norm auch das Körperdesign betreffend. Gerade die Intimrasur ist hier augenfällig. So gut wie alle Spieler haben eine. Vor zehn Jahren wäre eine Intimrasur undenkbar gewesen. Man wäre mit Sicherheit als „Schwuchtel“ bezeichnet worden. In den Interviews habe ich die Spieler auch darauf angesprochen. Sie meinten, dass es viel hygienischer und optisch ansprechender sei. Außerdem sei es in der heutigen Zeit normal, dass auch Männer auf ihr Äußeres achten. Die wenigen Spieler, die nicht intimrasiert sind, werden mitunter verarscht und als etwas komisch angesehen. Auch bei Team B sind viele intimrasiert. Hier ist es jedoch in den Diskursen kein Thema. Zusammenfassend lassen sich die Beobachtungen bei den zwei untersuchten Mannschaften wie ein Auszug aus Walters Artikel „The Making of Männlichkeit in der Kabine“ lesen:

„Unter der Dusche kommt vieles zum Vorschein, auch die Veränderungen des Körperdesigns. Ein Mann, der sich die Körperhaare rasiert, wäre noch vor zehn Jahren als Schwuchtel verspottet worden. Heute ist die Rasur Ausweis einer (hetero-)sexualisierten Männlichkeit. Heute sind Tattoos und Piercings klassenübergreifende Symbole eines industriell forcierten Körperkults.“ (2006: 105)

Nach dem Duschen gehen die Fußballer in die Kantine (die meisten Spieler von Team A verwenden vorher noch einige Zeit für ihre Frisur). Dort setzen sich alle Mannschaftsangehörigen samt Partnerinnen an einen Tisch und bestellen Bier. Das Gästepublikum setzt sich aus den Spielern der beiden Mannschaften, den Funktionären, manchmal den SchiedsrichterInnen, den ZuseherInnen und Stammgästen zusammen. Hier wird Karten gespielt, getrunken, gescherzt und geraucht. Das aktuelle Thema ist klarerweise das soeben zu Ende gegangene Spiel, sowie die Ergebnisse der anderen Teams aus der Liga. In Gesprächen geht es auch um die Deutungshoheit über das Match. Hierbei kann man zwei Spielertypen unterscheiden: Die einen wollen nach dem Match wenig bis gar nicht über das Spiel reden. Nach einer Niederlage erteilt der Trainer den Fußballern häufig noch in der Kabine ein Verbot, über das Spiel zu diskutieren. Als Erklärung wird hier angegeben, dass nach den nervenaufreibenden 90 Minuten mit negativem Ausgang die großen Emotionen ein rationales Diskutieren behindern könnten und somit Streitereien vorprogrammiert seien. Andere Spieler wiederum stellen sich in der Kantine besonders in den Mittelpunkt. Gerade bei Unentschieden oder Niederlagen wird intensiv und erregt über strittige Szenen diskutiert. Dabei werden Fehler auf individuelles Verschulden, auf Pech – „nur der Andere hat Glück“ (Bromberger 2006a: 49) – oder auf die Überlegenheit des Gegners zurückgeführt. Spieler, die sich gerne bei solchen Gelegenheiten für andere inszenieren, versuchen dann, eigene Fehler herunterzuspielen oder sie einem anderen in die (Fußball)Schuhe zu schieben. Findet dann von einem Spieler eine Entgegnung statt, ist ein Streit leicht zu entfachen. Dabei gilt es nicht mehr nur, seinen Widerpart zu überzeugen, sondern in erster Linie zählt, vor versammelter Menge „seine“ Wahrheit durchzusetzen.

Der an das Spiel anschließende Kantinenbesuch ist auch gleichzeitig der Auftakt zur dritten Halbzeit. Diese wird nicht jedes Mal „gespielt“, sondern hängt von der Feierlaune (sie steigt und fällt mit Sieg und Niederlage, der Bedeutung des Spiels und gruppenspezifischen Prozessen) ab. Zentrales Merkmal der dritten Halbzeit ist Alkoholkonsum. Wie wahrscheinlich in wenigen anderen

Sportarten herrscht im Fußball eine ausgeprägte Bierkultur<sup>68</sup>. Der gemeinsame Bierkonsum nach dem Spiel kommt im Fußball genauso sicher wie das Amen im Gebet. Wer sich dem entzieht, sollte eine gute Entschuldigung vorweisen. Ein Fernbleiben wird als unkameradschaftlich interpretiert<sup>69</sup>. Gilt es zu bestellen, wäre es ein Unding wenn sich jemand ein Glas Prosecco (ein „Frauengeränk“) oder Rotwein (ein „Schnöselgetränk“) bestellen würde. Unmittelbar nach dem Spiel wird einfach Bier getrunken.

Irgendwann beschließt die Mannschaft, ein anderes Lokal aufzusuchen. Mit fortgeschrittener Abendstunde kann man dann zu anderen Getränken wie Vodka, Cocktails und Shots (Tequila, Ramazotti, diverse Schnäpse) übergehen. Nach Verlassen der Kantine unterscheiden sich die zwei Teams: Während es bei Team B ganz normal ist, dass alle, die jetzt noch Lust haben, sich zusammen ins Nachtleben stürzen, ist es bei Team A nun an der Zeit, dass die Frauen nach Hause gehen. Dieser Umstand ist mir gleich zu Beginn der Feldforschung aufgefallen, woraufhin ich in den Interviews auch darauf Bezug nahm und nach den Ursachen für diese informelle Geschlechtersegregation fragte. Exemplarisch sind hier drei Auszüge von verschiedenen Beteiligten bei Team A zu nennen:

„Die können manchmal mit ausgehen. Aber lieber nicht, da kann man anders reden.“ (Kapitän, Team A)

„Finde es nicht so gut wenn die Frauen dabei sind, weil man da gehemmt ist und nicht so wild tun kann.“ (ein Spieler von Team A)

„Soll ich ganz ehrlich sein? Weil die unter Männern – da geht es nur darum, dass sie irgendwelche anderen Weiber aufreißen. Da hat die Freundin nichts zu su-

---

<sup>68</sup> Für Deutschland und Österreich gilt das mit Sicherheit. Wie es sich in anderen europäischen Ländern und über den Kontinent hinaus verhält, entzieht sich meiner Kenntnis. Prominentes Zeugnis davon gibt etwa die Fußball-Diskussionsrunde DSF-Doppelpass, bei der wöchentlich im Fernsehen die Großwetterlage der deutschen Fußballnation verhandelt wird. Hier gibt es nach getaner Arbeit für alle teilnehmenden Männer ein Weizenbier (vgl. Spitaler 2006a: 140-154). Als weiteres Beispiel wäre die obligatorische Bierdusche bei einer Meisterfeier zu nennen.

<sup>69</sup> In gesteigerter Form findet man dies bei der *Einstandsfeier*.

chen. Wenn die in der Gruppe am Weg sind zählt nur das. Die Frauen sind da ein störender Faktor.“ (eine Masseurin)

Frauen sind also, aus der Sicht der meisten Spieler von Team A, ein Störfaktor<sup>70</sup>. Die zwei zitierten Fußballer geben an, dass sie sich in Frauengesellschaft gehemmt fühlen. Hierbei wird auch wieder der fließende Übergang zwischen Inszenierung und Entgrenzung sichtbar. Wenn es jetzt um das „Weiber aufreißen“ oder „anders reden“ geht, so sind hier Aspekte von Entgrenzung innewohnend. Nach meinem Erachten überwiegt dabei aber der inszenierte Charakter, weshalb ich es im Folgenden kurz beschreiben möchte.

Was meinen die beiden Spieler nun mit „wild tun“ und „anders reden“? Bei ersterem geht es vor allem um das inszenierte Übertreten von gesellschaftlichen Normen. Leitspruch bei Team A ist: „Was in der Mannschaft passiert, bleibt auch in der Mannschaft!“. Auch Meuser geht darauf ein:

„Die Männerrunde wird hier gleichsam als ‚verschworene‘ Gemeinschaft porträtiert, die – anders als Frauen – strikt darauf achtet, die geschlechtlichen Grenzen auch insoweit aufrecht zu erhalten, als man das, was man untereinander beredet, nicht dem anderen Geschlecht zu Ohren kommen läßt. Das ist die Voraussetzung dafür, sich fallenlassen zu können. [...] Das wird als befreiend erfahren, auch wenn ein strenges Clubreglement eine Reihe von Pflichten auferlegt.“ (2006: 299)

Das heißt, innerhalb des Teams, ohne anwesende Frauen, kann man sich in einem (eng) gesteckten Rahmen (Heterosexualität wäre hier als erstes zu nennen) anders verhalten als außerhalb. Das betrifft exzessiven Alkoholkonsum genauso wie sexistische und homophobe Äußerungen. Selbiges stellte auch Meuser in einer Diskussion mit Fußballern fest, bei welchem ein Spieler erklärte, dass er gerne Fußball spiele, weil er Spaß haben und „blödes Zeug reden“ will. „Dieses Vergnügen, da sind sich alle einig, ist nur in Abwesenheit von Frauen möglich. ‚Aus Anstandsgründen‘ würden sie im Beisein einer Frau

---

<sup>70</sup> Wie Kreisky darlegt, gilt dasselbe auch für weibliche Fußballfans: „Frauen stören allein durch ihre Sichtbarkeit in der maskulin kodierten und männerbündisch organisierten Domäne des Fußballs“ (2006: 22-23).

manches nicht sagen, was sie untereinander problemlos äußern könnten“ (ebd.: 297) heißt es weiter. Aus Anstandsgründen wird es neben der verbalen Selbstzensur auch vermieden, in Gegenwart von Frauen zu furzen und zu rülpsen. Sind die beiden Mannschaften unter sich, ist es normal, seinen Blähungen, oft bewusst inszeniert, mit der größtmöglichen Lautstärke freien Lauf zu lassen. Aus der Sicht der Spieler gehört Furzen und Rülpsen einfach zum Mannsein dazu. Und unter Männern kann man das eben ganz ungeniert machen. Entsteht eine besonders unangenehme Geruchsbelästigung, wird der verursachende Spieler auf einer scherzhaften und kumpelhaften Weise mit Sprüchen wie „Du Schwein!“ oder „So ein stinkerter Hund!“ bedacht. So banal es vielleicht auch klingen mag, hat Furzen und Rülpsen für viele der Fußballer einen geschlechtlich markierten, identitätsstiftenden Charakter und dient als Ausweis der Geschlechtszugehörigkeit.

Ein sich-in-der-Mannschaft-Bewegen ist immer auch gleichzeitig ein sich-vor-den-Augen-der-Mannschaft-Bewegen bzw. Inszenieren. Wenn Team A in der dritten Halbzeit gemeinsam und ohne Partnerinnen das Nachtleben genießt, nimmt das von den Masseurinnen beschriebene „Weiber aufreißen“ einen wichtigen Platz ein. Dabei spielt die zu beglückende Frau eine sekundäre Rolle. Der „Aufreißer“ stellt sein Handeln und sein Bemühen vielmehr unter den Blick seiner Mannschaftskameraden. Vor ihnen will er glänzen und seine sexuelle Potenz beweisen. Eine der elementaren Bestandteile hegemonialer Männlichkeit ist das permanente sexuelle Interesse am weiblichen Geschlecht (vgl. Lorber 1999: 114). Sexuelle Abenteuer nehmen auch einen prominenten Platz in den Gesprächen beim Training oder vor dem Spiel ein. Anerkennend klopfte man dem „Weiberhelden“ zuweilen auf die Schulter und lässt sich die Details der intimen Begegnung erzählen. Dies kommt in Team B bei manchen Fußballern vor, jedoch bei weitem nicht in der Dichte wie es in Team A der Fall ist.

## 4.5 Entgrenzung

### *Einwurf*

Das Spiel ist auf der Kippe. Es steht 2:2. Team A braucht unbedingt einen Sieg. Drei Minuten sind noch zu spielen. Sie nehmen volles Risiko. Werfen noch einmal alles nach vorne. Der Ball kommt hoch in den Strafraum. Ein Spieler steigt hoch. Er schont weder sich noch den Gegner und bugsiert den Ball irgendwie ins Tor. Die Emotionen entladen sich. Die Mannschaft fällt über den Torschützen her. Er lässt sich feiern. Es wird sich umarmt. Der Jubel ist grenzenlos.

In einer patriarchalen Welt, die Männern kaum Gefühle zugesteht (vgl. Connell 2006: 107), „bedarf es als Gegengewicht verlässlicher *männerbündischer* [Hervorhebung v. Verf.] Reservate, die noch *echte* [Hervorhebung v. Verf.] männliche Leidenschaften zulassen“ (Kreisky 2006: 32-33). Für Kreisky stellt der Fußballplatz ein solches Reservat dar. Hier können sowohl positive als auch negative Emotionen (vgl. Kreisky 2006: 32) bis zum „Exzess“ (Brüggemeier 2002: 8) ausgelebt werden. Dies kann ich von meiner Feldforschung ausgehend bestätigen<sup>71</sup>. Doch um welche Emotionen handelt es sich? Sind alle Gefühle in jedem Kontext im Fußball angebracht? Und: Wenn der Fußball, den Ausführungen Sülzles zufolge, für weibliche Fans die Freiheit eröffnet, sich zwischen den Geschlechtern zu bewegen (vgl. 2005: 43-44), bietet er dann für Männer zumindest die Möglichkeit sich eine vom Alltag abweichende Männlichkeit zu „erspielen“?

Die im *Einwurf* beschriebene Szene dürfte allen FußballkonsumentInnen ein vertrautes Bild sein. Dass sich Spieler umarmen, beim Torjubel über einander herfallen oder sich manchmal küssen ist nichts Ungewöhnliches und wird auch nicht in Frage gestellt:

---

<sup>71</sup> Rolf Husmann streicht in seinem Artikel „Die Regatta von Malta“ die Bedeutung von Emotionen im Sport heraus: „Die Emotionen, die sich bei Sieg oder Niederlage, im direkten Wettkampf oder unter den Zuschauern aus den verschiedenen Stadtteilen zeigen, machen deutlich, daß es sich hier um etwas handelt, das den Beteiligten sehr wichtig ist, das ihnen von Herzen kommt und das sie als etwas betrachten, das ihnen ‚gehört‘“ (2002: 73-74).

„Das hat sicher mit den Emotionen zu tun, dass die auf dem Platz größer sind als im normalen Leben. Wobei man auch sagen muss, dass es im normalen Leben auch nicht so klug wäre, irgendwelche Geschäftsabschlüsse so zu feiern, weil es unter Anführungszeichen abnormal oder nicht gesellschaftstauglich ist, sagen wir so. Am Fußballplatz ist das normal, deswegen wird es auch so gemacht.“ (ein Spieler von Team B)

Vergleicht man das Feld des Fußballs jedoch mit anderen der Gesellschaft, dann wird ersichtlich, dass hier im wahrsten Sinne des Wortes andere Spielregeln gelten. Das bezieht sich eben nicht nur auf das vom Fußballer genannte Beispiel oder dass es undenkbar wäre, in einem Geschäft seine/n „GegnerIn“ um eine schnelle Bedienung von hinten umzugrätschen und sich dadurch einen entscheidenden Vorteil zu verschaffen. In westlichen Gesellschaften ist es für Frauen üblich, sich zur Begrüßung zu küssen oder auch Hand in Hand spazieren zu gehen, ohne unter einen „Homosexualitätsverdacht“ zu geraten. Für Männer gilt das in Zentraleuropa nicht. Ein fester Händedruck stellt die übliche Begrüßung dar, ein anerkennendes Schulterklopfen ist bereits „das Höchste der Gefühle“ männlicher Zweisamkeit. Beim Fußball ist die körperliche Distanz zum eigenen Geschlecht weitestgehend aufgehoben. Was Roland Barthes über die großen Helden der *Tour de France* schreibt, gilt für den Fußball gleichermaßen: „Die Umarmung ist hier Ausdruck großartiger Euphorie, die angesichts der Abgeschlossenheit und Vollkommenheit der heroischen Welt empfunden wird“ (2005: 82). Die „heroische Welt“ definiert sich durch die dem Sieg zugeschriebenen Bedeutung. Hier spielt das Isometrieprinzip wieder eine wesentliche Rolle. Übertroffen wird das noch durch ein „David-gegen-Goliath“-Spiel. Schafft man als Underdog einen Sieg gegen den haushohen Favoriten, ist einem ein Platz im kollektiven Vereinsgedächtnis sicher. Zur Erleichterung und Freude über den Sieg kommt hier noch die schiere Unfassbarkeit hinzu, an etwas Großem beteiligt gewesen zu sein. In dem Maße wie man nicht mit einem Triumph gerechnet hat, überschlagen sich nach dem Schlusspfiff die Emotionen.



Die Niederlage gehört zum Fußball genauso wie der Sieg. Bei beiden sind den Spielern große Gefühle gestattet. Sieht man sich eine Fußballweltmeisterschaft oder ein Champions League Spiel<sup>72</sup> an, wird man auf ein beliebtes Kameramotiv stoßen: den weinenden Mann. Melodramatisch mit einer Frontalaufnahme in Szene gesetzt sieht man, wie selbst dem härtesten Verteidiger<sup>73</sup> die Tränen über die Wangen kullern. Beim Fußball darf Mann noch weinen. Es gilt hier als Ausweis der emotionalen Verbundenheit mit dem Team, dem Verein und dem Spiel selbst. Fließen im Alltag Tränen bei den Niederlagen die das Leben mit sich bringt, gilt ein Mann in vielen Fällen als unmännlich. Daher gestattet er sich solche expressiven Gefühle vor anderen Menschen in der Regel nicht<sup>74</sup>.

Es sind jedoch nicht alle Emotionen in jedem Kontext botmäßig. Wird etwa ein Spieler gefoult und weint daraufhin, wird er als „Mädchen“ oder „Weichei“ titulierte werden. Selbst ein Wehklagen nach einem Foul kann Hohn und Spott nach sich ziehen. Aber auch Freude, Spaß oder Ausgelassenheit kann in bestimmten Situationen als unpassend gesehen werden. Wenn ein Spiel verloren geht, erwartet man (die meisten Spieler, die Funktionäre, die Fans) sich ein Mindestmaß an Konsternation. Trauer und vor allem Wut stellen hier das Standardrepertoire männlicher Gefühlsregung dar, Tränen bei bedeutenden Spielen. Tanzen Fußballer mit einer gewissen „Mir-doch-egal“-Haltung aus der Reihe, ziehen sie sich den Zorn ihres unmittelbaren Umfelds auf sich. Hier wird deutlich, dass Fußball eben nicht nur ein Spiel ist.

Neben der Sieg- und Niederlage-Dualität ist der Alkohol ein weiterer „Entgrenzer“ im Fußball. Für beide Mannschaften hat der gemeinsame Alkoholkonsum

---

<sup>72</sup> Diese Bewerbe (wie einige andere) kennzeichnen sich mit Fortdauer des Turniers durch einen sogenannten K.O.-Modus (einem Alles oder Nichts Spiel; der Sieger steigt auf, der Verlierer scheidet aus) und fordern durch ihre Finalität große Gefühlsausbrüche nahezu heraus.

<sup>73</sup> So geschehen beim Champions League Finale 2008. Der Kapitän vom FC Chelsea, John Terry, scheitert beim alles entscheidenden Elfmeter. Manchester United gewinnt infolgedessen die wichtigste Trophäe im europäischen Vereins-Fußball. Terrys Tränen flossen in Strömen. Was für Terry auf der großen Fußballbühne gilt, ist für Spieler von niederklassigen Vereinen genauso legitim. Gefühle machen nicht an der Grenze Amateur- und Profifußball halt.

<sup>74</sup> Für Kreisky ist neben dem Fußball auch die bürgerliche Ehe und Familie ein Reservat männlicher Leidenschaft. Hier sind die den Männern im Fußball zugestandenden Emotionen in bestimmten Situationen ebenfalls erlaubt (vgl. 2006: 32).

einen entscheidenden verbindenden Charakter; man kann ihn auch als wirksame Methode des von Trainern viel beschworenen Team Building sehen. „Bier gehört nun mal zum Fußball, fungiert als soziale Gleitcreme und ist konstitutiv für die Genese männlicher Verkehrsformen“ (Walter 2006: 107). Als ich die Spieler nach ihren Hauptmotiven fragte, warum sie Fußball spielen, wurden von fast allen folgende zwei angeführt: der Spaß am Spiel und das soziale Miteinander. Die Fußballer genießen es, miteinander Zeit zu verbringen, der Alkohol (fast immer Bier) ist dabei ihr treuer Begleiter. Hat man Lust, gemeinsam mit seinen Mannschaftskollegen etwas zu unternehmen, dann lautet die Standardfrage: „Gehen wir ein Bier trinken?“. Das Bier erfüllt dabei zwei Funktionen: Zum einen lösen sich in angeheiterten Stunden bei vielen Fußballern die Zungen und sie gehen mehr aus sich heraus. Zum anderen ist es ein Vorwand für geselliges Beisammensein. Die Spieler würden nie sagen: „Treffen wir uns bei dir zuhause und machen uns einen schönen Abend!“ Das Bier ist sozusagen der Ausgangspunkt sozialer Aktivitäten; es legitimiert gleichgeschlechtliche Zusammenkünfte.

Der Fußball stillt aber nicht nur das Bedürfnis der Spieler nach Homosozialität, sondern schafft auch gleichzeitig einen Raum, um zum Alltag alternative bzw. abweichende Männlichkeitsentwürfe auszuleben. Archetti analysiert eine ähnliche Beobachtung mithilfe des *free-zone*-Konzepts:

“The tango and football as arenas for ‘national male’ identities reveal the complexity of these kinds of ‘free’ zones in relation to ‘otherness’. The ordering tendencies of society are related to public arenas like school, military service, work, [...]. ‘Free’ zones, like the anti-structural properties of liminality and hybrid sacra in the work of Turner (1967), permit the articulation of languages and practices that can challenge an official and puritanical public domain. Free zones are also spaces for mixing, for the appearance of hybrids, for sexuality and for the exaltation of bodily performances. In modern societies sport, games and dance are privileged loci for the analysis of ‘freedom’ and cultural creativity”.

(1999: 18)

Viele Spieler erzählten in den Interviews, dass sie im „normalen“ Leben eher zurückhaltend und ruhig sind, am Platz aber die „Sau rauslassen“. Der Fußball dient hier als eine *free zone*, in der die Regeln des Alltags keine (große) Rolle spielen. Er ist ein Ausgleich zur stark reglementierten und als einengend empfundenen „wirklichen“ Welt. Dies zeigt, dass die These der Ethnologin Victoria Schwenzer, für die das Fußballstadion einen Raum markiert, „in dem andere Regeln gelten als in anderen gesellschaftlichen Sphären“ (2005: 62) auch für Fußballmannschaften zutrifft. Die Wortwahl („normales Leben“, „Alltag“, „wirkliche Welt“) der Spieler lässt darauf schließen, dass für sie der Fußball eine Art Paralleluniversum darstellt. Hier kann man eben nicht nur ungestraft furzen, rülpsen oder Unmengen Alkohol trinken, sondern auch seiner Identität eine männliche Schlagseite verpassen. Fußball stellt für viele einen Raum dar, um sich von den Grenzen des Alltags zu lösen und sich spielerisch zu „ermännlichen“. Fußball ist männlich, also sind Fußballer auch männlich, heißt die knappe wie simple Formel. Fußball, „das Reservat scheinbar ungebremsster Maskulinität“ (Marschik 2003: 8), schafft es, unterschiedliche Männer und damit Männlichkeiten männlich zu machen (vgl. Sülzle 2005: 43-44). Hier besteht somit ein Rückfluss aus der Parallelwelt Fußball in den Alltag. Der Fußball ermöglicht es also den Männern, Männlichkeitsvariationen auszuleben, welche im „normalen“ Leben keinen Platz finden bzw. nicht mehr finden. Für die meisten stellt er zudem einen Fluchtpunkt aus dem komplexen und rationalen Alltag dar.

„Ich kann beim Fußball vom persönlichen Alltag abschalten. Nicht abschalten vom Hirn her, weil, wie gesagt, zum Fußballspielen gehört auch eine gewisse Intelligenz. Aber wenn ich einen anstrengenden Tag in der Arbeit oder in der Uni gehabt habe, kann ich, wenn ich am Platz stehe, den Kopf frei machen. Ich kann mich auf das Fußballspiel selbst konzentrieren und, ähm, auch wenn man einen ärgerlichen Tag hat oder wütend ist, dann macht es einfach mal Spaß auf den Ball drauf zu dreschen oder auf den Gegner. Haha.“ (ein Spieler von Team B)

Dieses Zitat steht exemplarisch für den Großteil der Spieler der beiden Mannschaften. „Den Kopf frei machen“ oder „den Alltag vergessen“ sind häufige

Assoziationen der Fußballer mit ihrer Sportart. Zwar bewegen sich die Spieler genauso wie in etwa der Arbeitswelt in einem hierarchischen System, in dem sie ihre Leistung zu bringen haben, dies wird aber nicht als Belastung empfunden. Der Fußball ist für sie viel mehr eine Art Freiraum, indem man kreativ sein kann, aus sich heraus gehen kann, wo man 90 Minuten nicht über seine Probleme nachdenken muss, sondern einfach nur ein Fußballer ist. Was Da-Matta über die Bedeutung des Fußballs für Brasilien schreibt, gilt auch in Österreich in abgeschwächter Form: „Football makes it possible to experience male equality and freedom of creativity in hierarchical contexts“ (vgl. 1982: 28; zit. n. Archetti 1999: 191).

Ein wesentlicher, aber weitestgehend ignoriertes Aspekt (v.a. im deutschsprachigen Raum) in der Sozialwissenschaft ist die Gewalt im Fußballspiel selbst. Dabei sind zwei Dimensionen zu unterscheiden: Gewalt gegen sich selbst und auf den Gegenspieler gerichtete Gewalt. Der Soziologe Michael Messner hat sich im Artikel „When bodies are weapons: Masculinity and violence in Sport“ (2007: 91-106) als einer der wenigen mit diesem Thema auseinandergesetzt. Hier geht er sowohl auf den in vielen Sportarten immanenten Gewaltcharakter ein als auch auf die Eigeninterpretationen der Sportler in Bezug auf ihre Verletzungen. Eine einzige und allgemein gültige Definition von Gewalt im Sport ist weder möglich noch wünschenswert (Goldstein 1983; zit. n. Messner 2007: 92). Messner schlägt daher folgenden Zugang vor:

„Instead, it seems reasonable to simply begin with the assumption that in many of our most popular sports, the achievement of goals (scoring and winning) is predicated on the successful utilization of violence – that is, these are activities in which the human body is routinely turned into a weapon to be used against other bodies, resulting in pain, serious injury, and even death (Atheyo 1979; Sabo 1986; Underwood 1979).“ (2007: 92)

Für die Konstruktion von Männlichkeit (nicht nur) im Fußball ist Gewalt ein wichtiger Faktor; für Messner stellen *violent sports* gar eine Praxis dar, um hegemoniale Männlichkeit in der Gesellschaft zu generieren (vgl. 2007: 92).

Als ich die Spieler der beiden Mannschaften fragte, was für sie männlich bzw. unmännlich im Fußball sei, wurde immer wieder auf dieses Thema Bezug genommen. Dabei ging es vor allem um den Umgang mit den eigenen Verletzungen. Meist zugefügt von einem Gegenspieler, wird der sorglose Umgang mit Verletzungen zur Gewalt gegen sich selbst. Verletzungsanfällige Körperkontakte sind ein klares Merkmal von Männersportarten (vgl. Meuser 2007: 162). Im sozialen System Fußball durchlaufen die Körper einen Prozess von „grow and work, flourish and decay“ (Connell 1987: 86). Für die Spieler gehören Schmerzen zum Fußball (vgl. Messner 2007: 102; vgl. Rulofs 2006: 156), wie der Ball und die Fans und ist „learned behavior“ (Messner 2007: 96).

„Ich glaube, wenn man gern Fußball spielt, nimmt man gewisse Schmerzen in Kauf. Solange die Schmerzen erträglich sind, glaube ich, dass da jeder von uns weiterspielen würde. Wenn die Schmerzen nicht mehr erträglich sind, würde jeder von uns sagen es geht nicht mehr. Da steckt auch eine gewisse Leidenschaft dahinter, die das vorantreibt, die die Schmerzen vergessen lässt.“ (ein Spieler von Team A)

Die Leidenschaft zum Spiel ist ein Grund, warum Fußballer mit z.T. größeren Verletzungen spielen. Ein anderer ist aber auch der drohende Entzug der Männlichkeit von Seiten der Mannschaft. Spieler werden unter Druck gesetzt, ihre Schmerzen zu ignorieren und sich in den Dienst der Mannschaft zu stellen. Das Kollektiv wird oft wichtiger genommen als die Gesundheit eines Individuums. „Der Körper wird im Namen der Männlichkeit und des Erfolgs attackiert“ (Connell 2006: 78). Oft schützen nur ein Gips oder Krücken vor den entmännlichenden Kommentaren der Mitspieler. Sprüche wie „Mit so etwas bin ich auf die Welt gekommen!“ oder „Hab dich nicht so. Ist ja nicht so schlimm. Ich hab schon mit schlimmeren Verletzungen gespielt.“ sollen dem Fußballer zeigen, was man von ihm erwartet.

„Weil das zeigt halt Loyalität der Mannschaft gegenüber. Da kommt natürlich auch ein Antrieb über die Männlichkeit daher. Aber für mich sind Spieler, die bei jeder Kleinigkeit nicht mehr einlaufen, keine Spieler. Also die sind in meiner

Gunst gesunken. Also ich habe das nie verstanden. Also ich spiele auch mit Rippenprellungen und allem Möglichen. [...] da verlässt man nicht die Mannschaft. Das gehört dazu. Das macht es aus, wenn dann eine Situation gelingt, das ist dann besonders erfüllend sag ich mal. Das ist ja ein gutes Gefühl das da kommt.“ (ein Spieler von Team B)

Für ihn sind Fußballer, die schon bei „Kleinigkeiten“ nicht mehr (für die Mannschaft) einlaufen, keine Spieler mehr, also keine Männer. Er erwähnt auch die Befriedigung, trotz einer Verletzung eine gute Leistung vollbracht zu haben. Dies kann auch als Zufriedenheit interpretiert werden, die Grenzen des eigenen Körpers ausgedehnt oder überschritten zu haben. Noch drastischer als der soeben zitierte Spieler äußerte sich der Trainer von Team A in einer „Brandrede“ an die Mannschaft, nachdem zwei Spiele hintereinander verloren wurden:

„Fußball ist ein Männersport. Ihr seid mir alle zu wehleidig. Es kann keinem von euch schaden etwas härter gegen sich selbst zu sein. Früher haben wir noch mit eingerissenen Bändern gespielt. Ihr seid alle zu wehleidig. Man muss auch mal über seine Grenzen gehen.“

Im Fußball hat der Spieler kein alleiniges Zugriffsrecht auf seinen Körper. Die Mitspieler und der Trainer haben hier in gewisser Weise ein Mitspracherecht. In dem Maße, wie man „in der Gunst sinkt“, wenn man „wehleidig“ ist, dient es auch der Stuserhöhung, wenn man seinen Körper in den Dienst der Mannschaft stellt, „[to] give up his body for the good of the team“ (Messner 2007: 97) oder wie Rulofs treffend anmerkt: „Das Riskieren des eigenen Körpers dient also auch der Aufrechterhaltung der Anerkennung durch andere Männer“ (2006: 157). Eines der schlimmsten Dinge, die einem Fußballer passieren können, ist als Weichei zu gelten. Auf so jemandem kann man sich, wenn es hart auf hart kommt, nicht verlassen. Er zieht mitunter auch den Spott seiner Mitspieler auf sich. So sagte ein Spieler: „Wenn man einmal den Ruf einer Mimose hat, dann geht er nicht mehr weg“. Ein anderer Spieler meinte, dass Homosexuelle aufgrund ihrer Wehleidigkeit nicht Fußball spielen

würden. Diesen Vorwürfen will man unter allen Umständen entgehen. Wenn es sein muss, auch mit Medikamenten - „Wenn es nicht mehr geht muss ich mir halt eine Schmerztablette reinpfeifen“ (ein Spieler von Team B). Die Leidenschaft zum Fußball selbst und die mannschaftsinternen Druckmechanismen verleiten die Spieler, die Grenzen, die ihnen ihr Körper setzt, medikamentös auszuweiten, denn „jede soziale Struktur bringt für sie typische Körperkulturen hervor“ (Kreisky 2006a: 224). Man kann den aufgebauten Druck auch als Disziplinierungsmaßnahme denken, „damit der Körper dann noch ‚Ja‘ sagt, wenn der Geist ‚Nein‘ sagt“ (Bourdieu 1992: 206). Vor sich selbst und dem Team will man die mit dem männlichen Körper konnotierten Eigenschaften wie „Härte, Zähigkeit, Belastbarkeit und Tapferkeit“ (Meuser 2007: 161) bestätigen. Es gibt Spieler in beiden Mannschaften, welche ohne ein bis drei Tabletten der Schmerzmittel Parkemed oder Proxen keinen Schritt auf das Feld wagen bzw. tun können. Einer dieser Fußballer – er erlitt ein paar Jahren einen Schien- und Wadenbeinbruch und kämpft seitdem mit permanenten gesundheitlichen Problemen – äußerte sich folgendermaßen dazu:

„Mein Arzt hat gesagt, ich darf nicht spielen. Mir ist das aber egal. Wenn ich die Wahl hätte, jetzt noch fünf Jahre zu spielen, oder ab 40 mein Bein maximal zum Gehen gebrauchen zu können, dann würde ich mich ohne Umschweife für den Fußball entscheiden“ (ein Spieler von Team B).

Für Messner, der Sportler, die nach ihrer aktiven Karriere mit den Langzeitauswirkungen ihrer Verletzungen zu kämpfen haben, interviewte, ein „heavy price to pay for glory“ (2007: 102). Er streicht heraus, dass man neben der Möglichkeit, einen männlichen Status damit zu erlangen, mit der Aufgabe seiner Sportart aufgrund von Verletzungen auch die daran anknüpfenden sozialen Beziehungen und eine Form der Identität verlieren würde (vgl. ebd.: 102).

Zu dem sei noch auf den inszenierten Charakter von Verletzungen hinzuweisen. Einige Fußballer spielen ihren Mannschaftskollegen eine gravierende Ver-

letzung vor, welche eigentlich eine Spielpause nach sich ziehen würde, „opfern“ sich aber für das Team. Der Fußballer inszeniert sich als Märtyrer, welcher für sein Team alles geben würde, sogar das Kostbarste – seine Gesundheit. Dafür erwartet er sich (und bekommt es in der Regel auch) Anerkennung bzw. symbolisches Kapital auf seinem Männlichkeitskonto. So kommt es immer wieder vor, dass ein Spieler sagt, er müsse mehrere Wochen pausieren, aber wie durch ein Wunder schafft er es genau zum Spiel und meint: „Es wird schon irgendwie gehen.“

Eine andere Form der Inszenierung ist das Herunterspielen von Schmerzen vor der Mannschaft und den Fans. Der Fußballer will hier nicht als „Jammerlappen“ gelten. Spielerfreundin Martina äußerte sich ausführlich zum Schmerzkomplex:

M: „[...] Am Platz ist jeder extrem stark und hat überhaupt keine Schmerzen und redet blöd und ist der super über drüber Held und daheim dann legt man sich zur Frau und windet sich vor Schmerzen.“

I: „Was haben die anderen gesagt?“

M: „Vor allem dieses auf dem Platz Stärke zeigen und zuhause bei der Frau wie ein Kriegsheimkehrer sich pflegen lassen. Als wären sie von einer Schlacht nach Hause gekommen. Und haben das Vaterland verteidigt und jetzt haben sie das Recht, sich pflegen zu lassen und arm zu sein. Vor allem im geschützten Rahmen wo die anderen Spieler das nicht mitbekommen.“

I: „[...] Wie haben die anderen das erzählt?“

M: „Der Harald hat sich aufgeschürft während dem Spiel. Dann hat die Nadine [Anm.: seine Freundin] gesagt, da wird er zuhause wieder voll arm sein. Und es ist ja auch so, dass wir, wenn wir zuschauen, da finden wir euch auch arm wenn ihr euch wehtut. [...] Aber im Nachhinein denkt man sich auch, ist es wirklich notwendig [...] wo reinzurutschen wo man dann den ganzen Oberschenkel aufgeschürft hat und so.“

I: „Hast du kein Verständnis dafür?“

M: „[...] Manchmal schon, manchmal nicht. Während der Meisterschaft wollen wir alle, dass ihr gewinnt. Und finden es super, wenn ihr vollen Einsatz zeigt. Aber oft, wenn dann einer voll verletzt ist, dann tut mir das ur leid und ich denke mir: ‚War es das Wert?‘ [...] Und je mehr körperlicher Einsatz und je mehr man sich wehtut, desto toller wird man von den anderen angesehen. ... Dass er ein zacher Hund ist der sich voll reinhaut.“



I: „Sind deiner Ansicht nach Verletzungen eine Art Statussymbol?“

M: „Ja eindeutig. Und das Ertragen von Schmerzen für die Mannschaft erhöht das Ansehen auch. [...] Schmerzen sollen nicht gefühlt werden. Und wenn sie da sind, beißt man die Zähne zusammen. [...] Schmerzen haben = unmännlich = schwul. So wird es ja auch genannt. [...] Oder sich aufgrund von Schmerzen schonen ist total unmännlich.“

I: „Hast du das Gefühl, dass das inszeniert ist?“

M: „Ja. Ja. Ja. Ich denke, dass manche das schon gerne haben. Also manche, die sind wirklich voll hart. Die würden das nie inszenieren. [...] Aber manche Spieler inszenieren das sicher. Gerade vor den Frauen.“

I: „Warum gerade vor den Frauen?“

M: „Weil sie da das weiche Mitleid bekommen. Und dann finden die Frauen das ganz toll, wenn er so stark ist und wieder reingehen kann. [...]“

I: „Wie findest du das?“

M: „Komisch. Ich kann das nicht nachvollziehen. Wenn mir was weh tut, würde es mich nicht mehr freuen. Fertig. Wenn ich mir mein ganzes Bein die Haut abschürfe, dann muss ich nicht dann noch 80 Minuten Fußballspielen und mir den brennenden Schweiß reinlaufen lassen. Ich finde das persönlich unnötig. Aber es geht wohl um was ‚Größeres‘.“

I: „Wie siehst du persönlich das Wechselverhältnis zwischen weiblichem Fan und männlichem Akteur?“

M: „[...] Das gehört, glaube ich einfach notwendigerweise zum Mannsein. Dass man Schmerzen besser erträgt als Frauen. Die sind immer die Wehleidigen, Schlappschwänze, Schlappmuschis und Männern kann das alles nichts anhaben. Sie sind einfach extrem hart. Das ist etwas, was ich nicht verstehen kann, das ich zwar unter dem Spiel irgendwie toll finde, aber wenn ich darüber nachdenke, finde ich es extrem bescheuert. Weil es in meinen Augen nur darum geht, etwas, sich, seine Männlichkeit zu beweisen. Und es muss ja gar nicht bewusst so sein, es kann ja einfach durch die Erziehung so automatisiert sein, dass es so abläuft.“

I: „Glaubst du, würden sich die Männer anders verhalten oder inszenieren, wenn keine Zuseher und Zuseherinnen dabei wären?“

M: „Das glaube ich nicht, weil der Druck innerhalb der Mannschaft sehr groß ist.“

Der Interviewausschnitt fasst meines Erachtens deutlich die zuvor beschriebenen vorherrschenden mannschaftsinternen Normen und die Inszenierungsprozesse zwischen Fußballern und ZuseherInnen zusammen. Die meisten Fußball-

ler wollen als hart und schmerzverachtend gelten und unterwerfen sich der Normvorstellung, welche die Grenzen des Körpers nicht akzeptiert, da dieser den Unterschied zum defizitären Weiblichen oder Schwulen markiert. „[...] ‚male masculinity‘ is tied to a masculine body. This body is hard, muscular and athletic; a symbol (if not a guarantee) of power within a hierarchically gendered society“ (Forrest 1994: 104-105).

Neben der gegen sich selbst gerichteten Gewalt, gibt es auch eine, die auf den Gegner zielt. Mechthild Bereswill schreibt in einem allgemeinen Artikel über Gewalt und Männer, dass erstere gleichzeitig einen Sozialisationsmodus und eine Männlichkeitsressource darstelle (vgl. 2007: 103). Auf den Fußball ist dies ohne weiteres übertragbar. Viele Kinder fangen bereits mit fünf Jahren oder früher an, diesen Sport auszuüben. Früh werden sie merken, dass Gewalt am Spielfeld auf der einen Seite akzeptiert, auf der anderen Seite jedoch auch stark reglementiert ist. Das Übertreten der Regeln ist ein fixer Bestandteil des Fußballs (vgl. Spitaler 2006b: 165). Längst hat sich das Fußballspiel von seinen modernen Anfängen als Gentlemensport verabschiedet, der vom aristokratischen fair play Gedanken getragen war (vgl. Kreisky 2006: 26; Bourdieu 1986), verabschiedet. Dabei geht es nicht nur um Fouls, welche in Zweikämpfen „einfach passieren“. Es wird auch auf Kommando gefoult, um sich so einen Vorteil zu sichern. Das taktische Foul ist integraler Bestandteil des Spiels. „Klug“ ausgewählt, d.h. zum rechten Zeitpunkt, ohne schwerwiegende Konsequenzen wie einem Elfmeter, einer roten Karte oder durch den Freistoß entstehende gefährliche Situation, gehört es mittlerweile zum Standardrepertoire eines Fußballers. Vor dem Spiel weist der Trainer seine Jungs eindringlich darauf hin, etwaige gefährliche Situationen schon im Keim mittels eines taktischen Fouls zu ersticken. Auch im Match selbst hört man ab und an Zurufe der Mitspieler oder des Trainers, man solle den Ballführenden „umhauen“. Verletzungen des Gegners (und wie vorhin gezeigt auch die eigenen) sind dabei zwar nicht Ziel der Handlung, werden aber im Zweifelsfall in Kauf genommen. Die Härte, die die Spieler sich selbst angedeihen lassen sollen, soll auch auf den Gegner übertragen werden. Sie stellt eine nicht unbeträchtliche Männlich-

keitsressource im Fußball dar. Eine beliebte Fußballfloskel ist: „Er schont weder sich noch den Gegner.“ Sie ist gleichzeitig eine Art Adelschlag. Fußballer werden nicht nur für ihre Härte, sondern auch für ihren Spielwitz und ihre Technik geschätzt. Letztere gehören aber nicht zu den bereits beschriebenen Grundtugenden des Fußballs und sind somit eine Art Bonus. Zuerst muss die Basis (rennen und kämpfen) stimmen, bevor man sich anderem zuwenden kann. Gerade für Spieler mit limitierten technischen Fähigkeiten stellt ein Image als „harter Hund“ oder „Eisenfuß“ eine Möglichkeit dar, Respekt und Anerkennung und damit einen oberen Platz in der Mannschaftshierarchie zu erreichen. Allgemeiner formuliert heißt es bei Rulofs dazu:

„Im Sport lässt sich mit einem bestimmten Männlichkeitsbild, nämlich mit dem Ideal der körperlichen Durchsetzungsfähigkeit, experimentieren, welches – und das ist das entscheidende an dieser geschlechtssymbolisierenden Praktik – vom sozialen Umfeld eindeutig als positiv wertgeschätzt wird. [...] Der Sport stellt somit eine der wenigen legitimierten Enklaven zum Experimentieren mit körperlicher Durchsetzungskraft dar, die für die Herstellung hegemonialer Männlichkeit als ein Dominanzbeweis gegenüber anderen Männern genutzt wird (vgl. Neuber, i. d. Bd.). Es überrascht insofern nicht, dass Sportarten mit hohem Aggressionspotential auch überwiegend von Männern betrieben werden.“ (2006: 152)

Die „Männer fürs Grobe“ zeigen sich auch zu Beginn des Spiels für die Erziehungsmaßnahmen des Gegners verantwortlich. Durch ein paar harte Attacken will man sich gleich einmal Respekt verschaffen und zeigen, wer der „Herr am Platz“ ist.

Es werden aber nicht alle Gewaltmomente gleichermaßen moralisch bewertet. Attacken, bei welchen kein Ball im Spiel ist (Faustschlag, Kopfstoß, Anspucken, etc.) werden in der Regel nicht gut geheißen (bei Team A je nach Kontext, bei Team B so gut wie nie). Dies liegt zum einen daran, dass eine Tötlichkeit automatisch eine rote Karte nach sich zieht und damit eine Schwächung des Teams. Als ich einen Spieler nach der unterschiedlichen moralischen Bewertung von Fouls und Tötlichkeiten befragte, sagte er, sie liege darin, dass erstere zum Fußball „normal dazugehören“ und letztere „einfach unnötig“ sind,

weil „wir doch keine Schläger sondern Fußballer sind“. In diesem gesteckten Rahmen aber sind selbst Fouls, welche die Gesundheit der Spieler gefährden, in Ordnung. Bredemeier und Shields nennen das „contextual morality“ (1986; zit. n. Messner 2007: 101). Messner stellte gleiches in Interviews mit American Football Spielern fest:

„[...] the reification of the rules of the game provides a context that frees the participants from the responsibility for moral choices. As long as the participants ‘play by the rules,’ they not only feel that they should be free from moral criticism, there is a perhaps subconscious distant connection with others that is so important to masculine identity. Flagrant rule-violators, it is believed, are ‘violent,’ and deserve to be sanctioned; others [...] are ‘aggressive competitors’, deserving of respect.” (2007: 101)

## 5. Die Einstandsfeier

Rituale sind eine „menschliche Universalie“ (Gingrich 2006: 29). Keine Gesellschaft kommt ohne sie aus. Auch im Sport sind sie ein treuer Wegbegleiter. Sichtbar werden sie etwa, wenn vor einem Spiel eine Mannschaft Hand in Hand auf das Feld marschiert, einen Kreis bildet und sich eindringlich auf die bevorstehende Aufgabe mittels einer Art „Schlachtgesang“ einschwört, welcher einem inszenierten und ritualisierten Ablauf folgt. Ziel ist es, wie bei vielen anderen (auch nicht-sportlichen) Ritualen, den Gruppenzusammenhalt zu stärken (Durkheim 1981) und dem Team Sicherheit in einer „krisenhaften“ Situation zu geben. Lange Zeit war die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema ein rein Kultur- und Sozialanthropologisches Metier. Zu den Klassikern und bahnbrechenden Arbeiten zählen hier u. a. *Übergangsriten* (van Gennep 2005), *Das Ritual* (Turner 2005) oder *Ritual, Tabu und Körpersymbolik* (Douglas 2004). In den 1980ern bildete sich der interdisziplinäre Forschungszweig *ritual studies* heraus (vgl. Belliger/Krieger 2006: 8). Die Beschäftigung mit Ritualen hat seitdem eine methodische, inhaltliche und theoretische Erweiterung erfahren. Im Folgenden soll es nicht darum gehen, den Ritualbegriff in seiner vollen Bandbreite theoretisch widerzugeben. Ziel ist es viel mehr, eine knappe Darstellung jener Punkte zu geben, welche zur Analyse und Interpretation des empirischen Materials dieser Forschung nützlich sind<sup>75</sup>.

Van Gennep befasste sich vor allem mit Übergängen (Hochzeit, Geburt, Tod, etc.) im Leben der Menschen. Veränderungen benötigen eine profane oder sakrale Begleitung, um einen für die Gesellschaft schadlosen Übertritt zu ge-

---

<sup>75</sup> Einen guten Überblick über die verschiedenen Stränge der Ritualforschung bietet der Sammelband *Ritualtheorien* (Belliger/Krieger 2006). Hier finden sich neben den Klassikern dieses Forschungsgebiet auch zeitgenössische Texte wieder. In einem weiteren Sammelband - *Ritualisierung von Geschlecht* (Knoll/Sauer 2006) - liegt der Fokus auf dem Wechselverhältnis von *gender* und Ritual. Eine breite Auseinandersetzung über verschiedene Themenfelder, welche am Ritual andocken, wie Gesellschaft oder Mythologie, bietet *Ritual* von Catherine Bell (1997).

währleisten. Dies geschieht mithilfe von Ritualen, deren Ziel es ist, „das Individuum aus einer genau definierten Situation in eine andere, ebenso genau definierte hinüberzuführen“ (van Gennep 2005: 15). Rituale sind also auch essentiell, um einen reibungslosen Übergang von einer Sozialgruppe zur anderen zu gewährleisten (vgl. ebd.: 180). Zentral für van Gennep ist dabei eine Dreiphasenstruktur: Zuerst erfolgt eine Trennungsphase, welche die RitualteilnehmerInnen von ihrem vorigen Status, Ort oder Zustand trennt. Anschließend befinden sie sich in einer Umwandlungs- bzw. Schwellenphase. Dies stellt eine undefinierte Situation dar, in der man sich zwischen zwei Welten befindet. Beendet wird das Ritual durch eine Angliederungsphase, welche eine Integration in den neuen Status oder Zustand vollzieht. Dabei betont er, dass diese drei Bereiche nicht überall gleichermaßen vorkommen (vgl. ebd.: 21).

Turner knüpft an van Gennep an und legt seinen Fokus vor allem auf die mittlere der drei Phasen. Die Schwellenphase (er nennt sie *liminal*) weist „keine Merkmale des vergangenen oder künftigen Zustands“ (Turner 2005: 94) auf. Hier befindet sich der Dreh- und Angelpunkt der Veränderung bzw. Umwandlung von einer „genau definierten Situation“ zur anderen. Die Teilnehmer eines Rituals nennt Turner *communitas*, für welche die gemeinsame Erfahrung eine oft lebenslange Bindung bedeutet. Gekennzeichnet ist die Liminalität oft durch eine Art *Anti-Struktur*, welche die Gesetze der „normalen Welt“ aufhebt<sup>76</sup>.

Gingrich identifiziert zusammenfassend, basierend auf kultur- und sozialanthropologischen Theorien, fünf Grundelemente eines Rituals:

---

<sup>76</sup> Eine typische Anti-Struktur im Fußball, bei der sich die Hierarchien umkehren, ist die Bierdusche, welche vor allem in den deutschen Profiligen zur Anwendung kommt. Wenn ein Verein die Meisterschaft gewonnen hat, werden nach dem Schlusspfiff riesige Gläser (1,5 l) gefüllt mit Bier den Fußballern gereicht. Im Laufe des Feierns auf dem Platz wird dann ein Spieler seinem Trainer das volle Glas über dessen Haupt leeren. Im normalen Fußballalltag wäre das eine Undenkbarkeit.

„Erstens sind Rituale [...] regelmäßige wiederholbare soziale Handlungsabläufe, die sich vom Alltag abheben und Aspekte eines vorherrschenden kollektiven Selbstverständnisses anzeigen. [...]

Zweitens ordnen und begleiten auf dieser Grundlage die besonderen nicht-alltäglichen Handlungsabläufe mithilfe ihrer regelmäßig wiederholbaren Formen bestimmte ‚Übergänge‘ im Leben der Menschen. [...] Die phasenartige Logik von Ritualen verlangt also, dass auch die wissenschaftliche Analyse dem ‚Davor‘, ‚Währenddessen‘ und dem ‚Danach‘ entsprechend großes Augenmerk schenkt.

Drittens bedingt die innere Logik dieser ‚Übergänge‘, dass sie immer räumliche und zeitliche Dramaturgien des ‚Verlassens‘ des Bisherigen und des ‚Eintretens‘ in das Neue aufweisen, mit einer phasenartigen Verortung dazwischen. [...]

Viertens bilden jene Menschen, die gemeinsam einen derartigen rituellen Prozess durchlaufen, eine rituelle Gemeinschaft, welche diese besondere [...] Erfahrung ebenso miteinander teilt. [...] Die Besonderheit des Rituals kann dann sozial durch eine ‚Anti-Struktur‘ unterlegt und ideologisch durch Bilder einer ‚verkehrten Welt‘ überhöht werden. [...]

Fünftens schließlich haben Rituale in all ihren Abläufen und Choreographien immer auch eine entscheidende körperliche und emotionale Dimension. [...] Zum einen stellt die formale Ordnung des Rituals den Beteiligten die Aufgabe, sich in eben diese Ordnung einzufügen [...]. Zum anderen könnten Rituale aber auch als außerordentliche Gelegenheiten inszeniert sein [...]. Berausches und Sinnliches, Ekstatisches und Besessenes kann, ja soll sich manchmal genau dann ereignen.“ (2006a: 27-29)

Gingrich steckt hier einen Rahmen ab, in welchem sich verschiedene Rituale in unterschiedlichen Gesellschaften bewegen. Dabei ist mitzudenken, dass diese fünf Elemente nie in reiner Form gleichermaßen auftreten, sondern von Ritual zu Ritual eine unterschiedliche Bedeutung und Schattierung haben.

Im Fußball gibt es viele Rituale bzw. Ansätze davon. Ein besonders menschenverachtendes, welches in keiner der beiden untersuchten Mannschaften jemals vorgekommen ist, ist das sogenannte *Pastern*<sup>77</sup>. Es findet laut meiner Recher-

---

<sup>77</sup> Vor einigen Jahren ist ein solcher Fall aus dem BNZ Nachwuchs des GAK publik geworden. Ich fragte daraufhin mir bekannte BNZ-Spieler, ob das bei ihnen auch vorgekommen sei. Alle konnten dies bestätigen.

che vor allem in BNZ-Mannschaften<sup>78</sup> statt. Hier suchen sich Spieler der älteren Mannschaft einen jungen Spieler aus und pastern ihn; d.h., er wird festgehalten und es wird ihm eine Zahnpastatube rektal eingeführt und der Inhalt ausgedrückt. Meine Informanten berichteten mir, dass sich einige junge Spieler aus Angst weigerten, zu Auswärtsfahrten mitzufahren und als Ausrede eine Verletzung vortäuschten.

Viele Ritual(ansätz)e im Fußball kreisen um das Bier. Bei Team A hängt in der Kabine eine Liste mit den Geburtsdaten eines jeden Spielers. Zu einem solchen Tag muss das Geburtstagskind eine Kiste Bier zum Training mitnehmen. Dies wird penibel von allen in der Mannschaft überwacht. Sollte es der Betreffende vergessen, wird er solange darauf aufmerksam gemacht, bis das Bier in der Kabine ist. Bei Team B, welches generell weniger organisiert ist, ist das keine Verpflichtung; nur die älteren Spieler stellen ab und zu eine Kiste Bier zu ihrem Geburtstag in die Kabine. Ich selbst wurde während meiner Feldforschung auch Teil eines *Bier-Rituals*. Als ich bei Team A zu trainieren begann, wurde alsbald eine *Einstandskiste* von mir gefordert. Mir wurde in einem scherzhaft halbernstem Ton nahegelegt, mich als eine Art Begrüßung der Mannschaft in dieser Form erkenntlich zu zeigen. Dies kann in der Folge eine gewisse Eigendynamik annehmen. Jeder Spieler insistiert bei dem Betroffenen, was bis zu Gesängen in der Kabine wie „Einstandskiste! Einstandskiste! Hey! Hey!“ führen kann. Bei mir wurde das jedoch nicht auf die Spitze getrieben, da ich gleich in der gewünschten Form meinen Dank zum Ausdruck brachte. Das gleiche Prozedere fand noch einmal zu Ende meiner Feldforschung bei diesem Verein statt. Dort gab es zum Schluss eine *Ausstandskiste*. Die *Einstandskiste* ist eine Vorstufe zu jenem Ritual welches jetzt etwas näher beschrieben werden soll, der *Einstandsfeier* bei Team A.

Nach Ende einer Fußballsaison gibt es bei jedem Verein eine Fluktuation in der Mannschaft. Einige Spieler verlassen den Verein, neue kommen hinzu. Dies hat

---

Ein Artikel über das Pastern ist hier nachzulesen:

<http://www.contextxi.at/context/content/view/439/125/>, Zugriff am 15. Juni 2008.

<sup>78</sup> BNZ steht für Bundesnachwuchszentrum. Diese Teams werden in der Regel von den Bundesligavereinen Österreichs geführt und sollen eine Art Elite der jeweiligen Bundesländer darstellen. Im Moment hat jedes BNZ drei Mannschaften: U15, U17 und U19.



je nach Grad der Veränderung Auswirkungen auf das Mannschaftsgefüge, die Hierarchie oder auch die Spielweise. Kommt ein neuer Fußballer hinzu, welcher den Eingesessenen persönlich unbekannt ist, tritt man ihm zunächst eher reserviert gegenüber. Je nach Persönlichkeit bricht das Eis schneller oder langsamer. Als ich die Spieler befragte, was der Integration am förderlichsten sei, wurde unisono das gleiche geantwortet. Folgendes Zitat eines Spielers spiegelt die Ansicht der gesamten Mannschaft wieder: „Es ist leider so im Fußball, dass du einmal mit saufen gehen musst. Ohne das geht es nicht. Da kommst du nicht aus.“

Zu Beginn dieser Arbeit widmete ich mich kurz Markus, einem Spieler bei Team A. Er ist ein Musterbeispiel für Nicht-Integrationswilligkeit aus der Sicht der Mannschaft. Kein einziges Mal blieb er auf ein Bier mit seinen Kollegen. Er kam pünktlich zum Training und entschwand nach Beendigung desselben. Er hätte schon mehr als überdurchschnittliche fußballerische Fähigkeiten besitzen müssen, um sich so ein Verhalten leisten zu können. Die Integration der neuen Spieler ist für den Erfolg der Mannschaft von größter Bedeutung. Gelingt es nicht, kommt es zu Streitereien und Krisen, welche sich auch auf das Spiel selbst übertragen, wenn etwa ein ungeliebtes Mannschaftsmitglied absichtlich ignoriert wird und keine Pässe mehr zugespielt bekommt. Ohne ein funktionierendes Mannschaftsgefüge gibt es keinen Erfolg. Im Profi-Bereich führen daher moderne Trainer sogenannte Team-Building-Camps durch, wo man sich etwa von einer Bergflanke beim Abseilen gegenseitig sichert, um das Vertrauen untereinander zu fördern.

Im Westen Österreichs gibt es mit der Einstandsfeier zu diesem Zweck auch ein Integrationsritual<sup>79</sup>. Dieses ist ein wichtiges Ereignis für die Mannschaft. Vom ersten Tag an werden die neuen Spieler darauf angesprochen, wann sie stattfindet. „Besser heute als morgen!“, lautet hier das Motto. Bei einer Einstandsfeier sind die Neuen gemeinsam für die Ausrichtung dieses Festes verantwortlich. Je nachdem, wie viele Neuankömmlinge es gibt, finden eine

---

<sup>79</sup> Ich habe bei verschiedenen Spielern aus unterschiedlichen Bundesländern (Vorarlberg, Tirol, Salzburg) Erkundungen eingeholt. Die Einstandsfeier ist auch hier fester Bestandteil der Fußballkultur. Im Osten Österreichs hingegen findet das nicht derart flächendeckend statt. Bei Team B überhaupt nicht.

oder zwei Feiern statt (bis ca. drei Spieler gibt es eine, darüber noch eine zweite). Sie müssen aus eigener Tasche für die Kosten von Speis und Trank aufkommen. Selbst gekocht wird selten. Beliebte Bestellungen sind Pizza oder Rippchen. Oft wird auch auf die Kochkünste eines Funktionärs zurückgegriffen, welcher dann meistens Schweinsbraten zubereitet. Die neuen Spieler ersetzen ihm dann die Zutatenkosten. Bei den Getränken ist es ein ungeschriebenes Gesetz, dass – wenig überraschend – Bier eingekauft wird.

Zur Einstandsfeier sind nur die Mannschaftsmitglieder eingeladen. Dies waren alle Spieler, der Trainer und die Masseurinnen. Die Partnerinnen sind explizit nicht eingeladen. Als Argument wird angegeben, dass Team-ferne Leute hier nichts zu suchen hätten. In der Regel ist ein solches Fest geschlechtsexklusiv. Die Masseurinnen bilden hier eine seltene Ausnahme. Die Einladung an sie ist als ein Zeichen der Wertschätzung und Integration in der Mannschaft zu sehen.

Eine Einstandsfeier findet zumeist nach dem ersten oder zweiten Meisterschaftsspiel der Saison statt. Sie ist früh angelegt, um die neuen Spieler schnellstmöglich zu vollwertigen Mitgliedern zu machen. Ein früherer Zeitpunkt während der Saisonvorbereitung wäre theoretisch auch möglich. Da aber in dieser Zeit immer wieder einige Spieler auf Urlaub sind und man bei dem Fest möglichst alle dabei haben will, wird der Meisterschaftsbeginn gewählt, zu dem in der Regel alle Spieler wieder da sind. Ort und Zeit sind vorgegeben und aneinander gekoppelt. Die Feier findet immer im *Vereinskammerl* statt. Dies ist ein Raum im Gebäude am Fußballplatz, wo auch die Kabinen, Duschen oder die Kantine untergebracht sind. Im Kammerl ist für etwa 22 Menschen Platz. Ausgestattet ist es mit Tischen, Stühlen, einem Kühlschrank, einer Kochnische, einem Videorekorder, einem großen Fernseher sowie einer Taktiktafel. Die Mannschaft nutzt diesen Raum vorwiegend vor den Spielen, da hier die Aufstellung und die Ausrichtung für das Match besprochen werden. Ansonsten gibt es hier noch Trainersitzungen oder Vertragsverhandlungen mit Spielern. Die Einstandsfeier findet immer nach einem Heimspiel statt, um nach dem Match nicht den Ort wechseln zu müssen und gleich in das Kammerl gehen zu können. Während die neuen Spieler alles vorbereiten, trinken die Arrivierten

ein Bier in der Kantine und begeben sich, wenn alles fertig ist, zum Festmahl. Die neuen Spieler teilen das Essen aus. Während des Essens, zu dem Bier getrunken wird, finden Gespräche unterschiedlichster Art statt. Die interviewten Spieler betonten immer wieder, dass dieser Rahmen es ermöglichen würde „auch mal nicht nur über Fußball zu sprechen“. Die Stimmung ist, falls man vorher nicht verloren hat<sup>80</sup>, gelöst und ausgelassen, der „Schmäh“ rennt auf Hochtouren. Wenn alle mit dem Essen fertig sind, bedankt sich der Trainer oder der Kapitän für das vorzügliche Mahl. Danach wird weiter getrunken. Irgendwann um Mitternacht räumen die neuen Spieler das Geschirr weg. Dann stürzt sich die bereits beträchtlich angeheiterte Mannschaft (meistens ohne Trainer) in das Nachtleben. Ein Spieler fasste die Einstandsfeier folgendermaßen zusammen: „Zusammensitzen, ein bisschen was trinken, essen, danach weggehen und sich wegschießen.“ Als „wegschießen“ versteht er Alkoholkonsum bis hin zum Exzess. Allen Mannschaftsmitgliedern ist vorher klar, dass dies ein großes Besäufnis wird. Den neuen Spielern wird das schon vorher angekündigt, wenn es heißt, „für den nächsten Tag brauchst du dir nichts vornehmen“. In den Bars und Clubs werden dann auch härtere Getränke wie Vodka oder Tequila getrunken. Dabei inszenieren sich manche Spieler auch als große „Weiberhelden“<sup>81</sup>. Irgendwann in den frühen Morgenstunden löst sich die Gruppe auf.

Gingrichs fünf Grundelemente eines Rituals sollen im Folgenden mit der Einstandsfeier in Beziehung gesetzt werden. Eindeutig ist zu sagen, dass sie sich vom Alltag abhebt. Die Spieler fiebern diesem Event sehnsüchtig entgegen. Sie ist eine „große Sache“. Schon Wochen vorher werden die Neuen darauf gedrängt, den Tag der Einstandsfeier zu fixieren. Die Freude darauf hängt u.a. mit dem simplen Umstand eines kostenlosen Festmahls zusammen. Oder wie es ein Spieler knapper zusammenfasste: „Gratis saufen und essen für alle anderen Spieler und die Neuen zahlen.“ Für van Gennep stellt „das gemein-

---

<sup>80</sup> Wie im Kapitel 4.5 „Entgrenzung“ erwähnt, sind Überschwang und Feierlaune nach einer Niederlage unerwünscht.

<sup>81</sup> Alles was in „Inszenierung“ über Frauen und Nachtleben steht, gilt hier mindestens gleichermaßen.

same Mahl bzw. der Ritus des gemeinsamen Essen und Trinkens [...] ein Angliederungs- bzw. Binderitus im körperlichen Sinne“ (2005: 37) dar.

Die Einstandsfeier ist ein fester Bestandteil im Jahresrhythmus von Team A, welcher schon seit Jahrzehnten Tradition hat. Die hinzugekommenen Spieler entscheiden zusammen mit den Arrivierten, an welchem Tag alles stattfindet und was es zu essen gibt. Dies lässt meines Erachtens auf das kollektive Selbstverständnis einer egalitären, homogenen Mannschaft schließen, welche ihre Entscheidungen gemeinsam trifft und in der jeder Spieler (theoretisch) gleichberechtigt ist<sup>82</sup>. In diesem Zusammenhang erscheint mir auch die Wortwahl des zuletzt zitierten Spielers interessant. Er spricht von „Neuen“ und von „anderen Spielern“. Die in dieser Saison hinzugekommenen Spieler werden extra mit dem Attribut „neu“ versehen, um ihre Andersartigkeit zu kennzeichnen. Bis zur Einstandsfeier werden sie auch, wenn man über sie spricht, selten mit ihrem Namen benannt, sondern als „der Neue“ oder in der Gruppe als „die Neuen“ bezeichnet. Mit dem Ritual soll der Übergang von der „genau definierten Situation“, welche durch eine gewisse Distanz und Fremdartigkeit gekennzeichnet ist, in eine andere, aber ebenfalls „genau definierte“, nämlich der eines vollwertigen Mannschaftsmitglieds, vollzogen werden. Nach der Einstandsfeier spricht man nicht mehr vom „Neuen“. Der einzelne Spieler ist nun auch mit seinem Namen bekannt. Diese Benennungsverschiebung findet weder bei allen Spielern oder von allen Spielern statt, noch ist sie offiziell vorgeschrieben. Fußballer, wie schon oben erwähnt, welche vorher schon dem Team persönlich bekannt waren, oder solche, welche sich besonders rasch einleben, sind schneller mit ihrem Namen bekannt und damit als Individuum sichtbar, oder wie es Butler nennt: „Das Subjekt [...] ist [...] durch den anderen begründet, als es der Anrede bedarf, um zu sein“ (2006: 54). Für Spieler, welche diese Voraussetzungen nicht erfüllen, stellt die Einstandsfeier die zentrale Gelegenheit zur Integration in die Mannschaft dar. Dies wird auch von allen interviewten Fußballern besonders betont:

---

<sup>82</sup> Im Fußball und so auch in den beiden Mannschaften gibt es eindeutig hierarchische Strukturen. Die Idee einer gleichberechtigten Mannschaft und die Idee, dass eine Mannschaft nur durch ein stark hierarchisiertes Mannschaftsgefüge funktionieren kann, werden in Diskursen gleichermaßen bemüht.

„Die Einstandsfeier ist da am besten zum Kennenlernen [...]. Alte und Neue. Da kann man über alles mal reden. Einfach ein gemütliches Beisammensein, wo man sich mal kennenlernt.“ (Kapitän, Team A)

„Eine Einstandsfeier ist einfach wenn ein neuer Spieler zum Verein kommt, dass er sich irgendwie erkenntlich zeigt. Das ist eine Tradition, so ein Ritual das wir schon ewig haben. Das ist zur Integration der Neuen wichtig. Ich denke, dass das dazugehört zum näher Kennenlernen, man hat mal länger Zeit zum reden.“ (Trainer, Team A)

Man kann im kollektiven Mannschaftsverständnis, gerade auch in Bezug auf die neuen Spieler, eine Zeit des „Davors“ und des „Danachs“ ausmachen, was sich auch in der beschriebenen Subjektwerdung des nun nicht mehr neuen Spielers zeigt. Mithilfe der Einstandsfeier tritt er quasi aus dem Schatten der Anonymität heraus und schafft es durch persönliche Gespräche sein Wesen sichtbar zu machen.

Das Kammerl ist insofern als besonderer Ort zu betrachten, als es i.d.R. nur zu den schon genannten offiziellen Anlässen benutzt wird und ihm dieser Umstand ein gewisses symbolisches Gewicht verleiht.

Eine erfolgreiche Einstandsfeier zeichnet sich durch zwei unmittelbar zusammenhängende Aspekte aus: die geglückte Integration der neuen Spieler und ein besonders exzessives „Wegschießen“. Es hat, so wurde mir berichtet und so habe ich es selbst erlebt, auch schon Einstandsfeiern gegeben, die eher langweilig und ereignislos waren. An diese erinnert man sich kaum. War es aber eine besonders alkoholgetränkte Nacht, in der einiges passiert ist, gilt es als geglückter Abend. Das kann vieles sein, etwa sexuelle Eroberungen, das Erbrechen eines Spielers infolge übermäßigen Alkoholkonsums oder eine Auseinandersetzung bzw. Schlägerei mit einer anderen Gruppe. Dies alles sorgt für Gesprächsstoff und ist dem Gruppenzusammenhalt förderlich. Darüber hinaus ist es für die eingesessenen Spieler zur männlichen Selbstvergewisserung und für die Männlichkeitsakkumulation der sich beweisenden Spieler nützlich. Bei einer gewaltsamen Auseinandersetzung sieht man zudem, auf wen man

sich in kritischen Situationen verlassen kann und auf wen nicht; Meuser würde hier von einem „Modus männlicher Vergemeinschaftung“ (2008: 127) sprechen. Geht die ganze Mannschaft dann zusammen in ein Lokal, inszeniert man sich auch als Gruppe, etwa durch gemeinsames Grölen von Liedern oder auch nur durch räumliches Ausbreiten und untereinander sein. „Erfolgreiche“ Einstandsfeiern sind noch Jahre danach ein beliebtes Gesprächsthema. Sollte sich der Rausch nicht einstellen, wird – selten aber doch – mit Trinkspielen nachgeholfen, was typisch für männliche Rituale ist (vgl. Knoll/Sauer 2006: 13). Die Bereitschaft und die Fähigkeit viel Alkohol zu trinken ist im Fußball ein wichtiger Männlichkeitsbeweis, welcher bei der Einstandsfeier noch auf die Spitze getrieben wird. Hat man sonst einen Spielraum, ob und wie viel man trinken möchte, sollte man hier um dazuzugehören tunlichst mittrinken. Der Trinkzwang scheint weit verbreitet im Fußballmilieu zu sein. Meuser stellt gleiches fest: „Wenn er beispielsweise nach dem Spiel nicht ‚mitsaufe‘, sondern nach Hause gehe, reagierten die anderen etwa mit der Bemerkung, ob seine Frau auf ihn warte. Er erlebt das als Abwertung seiner Männlichkeit“ (2006: 241). Dies bestätigt die These des Soziologen John Williams auch für Zentral-europa, wonach „Sport und Alkohol *gemeinsam* [Herv. d. Verf.] [einen] wichtigen Bestandteil nordeuropäischer Männlichkeiten“ (2006: 205) ausmachen. Eine ausgeprägte Anti-Struktur ist hier jedoch nicht auszumachen. Am Trainer wäre das als erstes festzumachen. Doch selbst in einem sehr angeheiterten Zustand kehren sich die sozialen Verhältnisse nicht um und er wird nicht zur Zielscheibe von Verspottungen oder dergleichen. Auch der angesagte Exzess stellt für mich keine Anti-Struktur dar. Er ist vielmehr eine Übersteigerung des allgemeinen Verhaltens aber sicherlich keine Umkehr. Bei Knoll und Sauer heißt es, „Rituale präsentieren [...] eine spezifische Sicht auf Wirklichkeit, sie stellen aber Wirklichkeit bzw. Ausschnitte daraus nicht nur dar, sondern auch her“ (2006: 9).

Wer sich der Einstandsfeier entzieht, begeht einen Fauxpas sondergleichen. Der viel beschriebene Markus blieb ihr fern. Die Mannschaft interpretierte es so, dass er nicht dazugehören möchte und verzichtete ihrerseits wiederum auf

jedwedes Zusammenfinden mit ihm. Ein Fernbleiben ist ein unentschuldigbares Verhalten. Für Bromberger ist das ein typisches Merkmal von Ritualen. Er spricht von einer „moralische[n] Verpflichtung teilzunehmen, da das Beiwohnen eines Rituals eine Frage der Verpflichtung und nicht nur eine Angelegenheit der freien Wahl ist“ (2006: 293).

In diesem Sinne kann die Einstandsfeier als wirksames Mittel zur Mannschafts- oder als Gruppenwerdung verstanden werden. Allein aus der TeilnehmerInnenliste ist ein wesentliches Merkmal von Ritualen erkenntlich: der grenzziehenden Funktion (Douglas 1985). Bei Belliger und Krieger heißt es diesbezüglich: „Persönliche, soziale und kulturelle Identität, d.h. die Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder einer Gesellschaft, wird durch Handeln in Form von Ritualen zugleich ausgedrückt und verwirklicht“ (2006: 31). Nach der Einstandsfeier weiß man, wer dazu gehört und wer nicht.

# **Teil 3:**

# **Schluss**



## 6. Conclusio

### 6.1 Resümee

Fußball nimmt in meinem Leben seit jeher einen nicht unwesentlichen Platz ein. Als ich mich auf die Feldforschung vorbereitete, hatte ich in manchen Belangen vorgeformte Meinungen und Ansichten. Das bezog sich sowohl auf die zwei Mannschaften, als auch auf den Ablauf der Feldforschung wie die daraus resultierenden Ergebnisse. Durch die teilnehmende Beobachtung und die anschließende Analyse des gesamten Datenmaterials verschoben sich einige Vorannahmen. Statt den zuvor erahnten und bemerkten Differenzen zwischen den beiden Teams, dominierten nun die Gemeinsamkeiten, woraus sich die Säulen der Männlichkeit im (Amateur-)Fußball herauskristallisierten: Leistung, Heterosexualität, Abgrenzung, Inszenierung und Entgrenzung.

Die Leistung ist ein zentraler Eckpfeiler bei der Konstruktion von Männlichkeit und gleichsam ihr Anfangspunkt. Kommt ein neuer Spieler in eine Mannschaft, wird er von seinen Mannschaftskollegen zuerst und nahezu ausschließlich über seine fußballerischen Fähigkeiten definiert und bewertet. Kann er hier nicht überzeugen, ist er in der Mannschaftshierarchie ganz unten angesiedelt. Erst im Laufe der Zeit kann der „Neue“ durch Aktivitäten außerhalb des Fußballplatzes, durch andere Fähigkeiten oder Ansichten, die in der jeweiligen Mannschaft von Bedeutung sind, in der informellen Hierarchie der Gruppe aufsteigen.

Fragt man Fußballer, was für die Akzeptanz in einer Mannschaft das entscheidende ist, werden alle die Leistung als erstes nennen. Über sie wird diskutiert, sie ist Thema. Ganz im Gegensatz zur unsichtbaren Säule – der Heterosexualität. Sie wird in dem Maße fraglos angenommen, dass sie schon einen natürli-

chen Charakter im (Fußball-)Feld selbst besitzt. Männer scheinen, sobald sie als Fußballer identifiziert werden (von anderen und sich selbst), von einer Aura der heterosexuellen Selbstverständlichkeit fest umschlossen zu sein. Gegengeschlechtliches Begehren, so scheint es, ist eine starre und unverrückbare Säule bei der Konstruktion von Männlichkeit im Fußball; wenn nicht sogar ihre Basis bzw. Grundvoraussetzung. Trotzdem bedarf es immer wieder, so zeigt es die Praxis, Momente der Abgrenzung von schwulen Männern und der Selbst- und Gruppeninszenierung der eigenen Heterosexualität. Diese Abgrenzung erscheint umso absurder, als es ohnehin keine geouteten Homosexuellen im Männerfußball gibt; sie wird also gegen einen imaginierten Abwesenden vollzogen. Um sich nicht in einem endlosen Durchspielen der verschiedenen Möglichkeiten eines „Was-wäre-wenn“-Szenarios zu ergehen, bietet die Geschichte vom vermeintlich bisexuellen Fußballer Christian einen Anhaltspunkt, wie sensibel die im Fußballfeld aktiven Menschen (eigentlich Männer) darauf reagieren. Sie wirft auf das im Schatten liegende ein Schlaglicht. Christians „Showeinlage“ löste ein mittelschweres Erdbeben in der Amateurfußballszene des betreffenden Bundeslandes aus. Aber nicht nur dort war es ein Thema. Selbst Menschen, mit denen Christian jahrelang nichts mehr zu tun hatte und die am anderen Ende Österreichs wohnten, erfuhren vom „Skandal“; von etwas, wie es Christian ausdrückte, „was ein Fußballer nicht tun oder sein darf“. Die Reaktionen reichten von offenen, unverhohlenen Beschimpfungen und Ablehnungen bis hin zu hinterrücks abgegebenen abschätzigen Kommentaren von selbst berufenen Bewahrern einer „natürlichen“ Fußballintegrität. Nur mittels seiner herausragenden fußballerischen Fähigkeiten konnte Christian diese schwierige Zeit durchstehen und weiterhin seiner Lieblingssportart ausüben. Im Fußball selbst sind homophobe Äußerungen an der Tagesordnung. Männer, welche etwa: „Spiel nicht so einen schwulen Pass!“ schimpfen, haben in der Regel keine Beleidigung eines Homosexuellen im Sinn. Es ist viel mehr ein integraler Bestandteil eines in der Fußballkultur verankerten habitualisierten Sprachgebrauchs. Nichts desto trotz liegt die Vermutung nahe, dass derartige Äußerungen für schwule Männer eine große Hürde im Fußball darstellen. Auf einer ähnlichen symbolischen Ebene wie die homophoben Äußerungen bewe-

gen sich die sexistischen; in den meisten Fällen wäre es möglich, sie gegeneinander auszutauschen. Schimpfwörter, die die Abwertung von Frauen und Schwulen zum Inhalt haben, werden in Situationen verwendet, um Schwäche und mangelndes Härtevermögen anzumahnen. Während das Zerrbild des Homosexuellen eine durch und durch negativ besetzte Kategorie ist, gestaltet sich das Frauenbild etwas differenzierter. Sind die Fußballer unter sich, wird immer wieder abschätzig über das weibliche Geschlecht gesprochen. Dies geschieht vor allem zum Zweck der Erhöhung des eigenen Geschlechts und in weiterer Folge der eigenen Person. Hier herrschen auf biologischen Differenzen beruhende Diskurse vor – „Männer und Frauen sind nun mal anders!“. Die Mehrheit lehnt Frauenfußball ab, was ihrer Meinung nach vor allem auf mangelnde Erfolge österreichischer Vereine und der Nationalmannschaft zurückzuführen ist. Manche Spieler jedoch, welche sich näher mit Frauenfußball auseinandergesetzt haben (etwa durch eine fußballspielende Bekannte), schätzen ihn und können ihm einiges abgewinnen.

Auch gegenüber der Möglichkeit einer Trainerin herrschen Ressentiments vor. Während man einem männlichen Coach a priori ein Mindestmaß an Kompetenzen unterstellt, müsste eine Frau hier überdurchschnittlich qualifiziert und eine hervorragende Fußballerin sein, damit sich die Spieler mit dem Gedanken, von einer Frau trainiert zu werden, anfreunden können. Gegenüber Schiedsrichterinnen gibt es keine Vorbehalte. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, dass die Spieler mittlerweile daran gewöhnt sind und zum anderen der Stand der Schiedsrichter ohnehin durch und durch negativ besetzt ist, weshalb es keiner weiteren besonderen Abgrenzung bedarf.

Fußball ist ein Sport, bei dem zwei Mannschaften in einem Spiel um drei Punkte kämpfen. Der Gegner ist deshalb „naturgemäß“ ein Feindobjekt. Die Abgrenzung zu ihm vollzieht sich in formalen (getrennte Kabinen, unterschiedliche Trikots, etc.) und informellen (auf Tradition beruhende Feindschaften, Demütigungsrituale, etc.) Akten. Der Inszenierungscharakter spielt gerade bei letzteren eine wesentliche Rolle. Fußballer inszenieren sich gerne und viel. Adressaten sind die eigene Mannschaft, der Gegner, sowie die ZuseherInnen. Dabei geht es zumeist um männlichkeitsaffine Demonstrationen von Härte,

Durchsetzungskraft oder heterosexueller Potenz. Die weiblichen Fans sollen nach dem Spiel ihre fußballspielenden Partner anhimmeln, trösten (nach einer Niederlage), pflegen (bei Verletzungen) oder bemitleiden (aufgrund der Verletzungen). In Anlehnung an Clifford Geertz kann man Fußball als für und durch Männer ausgerichtet betrachten (vgl. 1983: 209), wobei den Zuseherinnen die Funktion eines „schmeichelnden Spiegels“ zukommt.

Die Inszenierung richtet sich fallweise auch nach den Positionen der Spieler. Ein Verteidiger eifert mitunter einem anderen Männlichkeitsideal nach als ein Spielmacher.

Alkohol (v.a. Bier) spielt im Fußball eine wesentliche Rolle für die soziale Vergemeinschaftung und ist gleichzeitig eine „Starthilfe“ für Inszenierungen und Entgrenzung. In bierschwangeren Stunden fallen sozial eingeübte Schranken. Es stellt für Männer einen Grund dar, miteinander Zeit zu verbringen.

Aber auch ohne Alkohol schafft der Fußball den Männern ein Umfeld, das „ein Maß an gemeinsamer Emotion und Körperlichkeit [...] erlaubt, das in anderen öffentlichen Bereichen unmöglich wäre“ (Pinter/Spitaler 2006: 161). Umarmungen, Küsse oder Tränen sind im Fußball häufig zu beobachtende Gefühlregungen, bei denen die Spieler aber nicht unter Homosexualitätsverdacht geraten. Dafür sorgt die männerbündische Struktur des Fußballs, welche durch eine „rigide Desexuisierung“ gekennzeichnet ist und damit jede Assoziation mit homosexuellem Begehren von vorn herein unterbindet. Hierin ist auch ein Hauptgrund für die starke Ablehnung gegenüber Homosexuellen zu finden. Neben expressiven Emotionen verschafft der Fußball den Spielern auch die Möglichkeit, Männlichkeitsentwürfe auszuleben, welche den im Alltag existierenden entgegengesetzt sind. Männer können in ihrem „Reservat“ noch „echte“ Männer sein, ohne sich um politische Korrektheit zu bemühen. Darüber hinaus haben sie am Fußballplatz die Möglichkeit eines kreativen Ausgleichs zum als beschwerlich und durchrationalisiert empfundenen täglichen Leben.

Gegen sich selbst gerichtete Gewalt ist Normalität für die Spieler. Mit kleineren Verletzungen (Schürfwunden, Prellungen, etc.) nicht zu spielen, würde den Ruf eines Waschlappens nach sich ziehen. Selbst bei schwerwiegenderen Verletzungen wie Bänder(ein)rissen oder Meniskusschäden wird man von der Mann-

schaft unter Druck gesetzt, zum Wohle aller die „Zähne zusammenzubeißen“. Aber nicht nur sich selbst, auch seinem Gegner lässt man durch Fouls Gewalt angedeihen. Verletzungen werden dabei in Kauf genommen. Beide Formen der Gewalt sind ein wichtiger Bestandteil bei der Konstruktion von Männlichkeit, weil sich so ein Fußballer als „echter“ Mann präsentieren kann. In der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Sport und Fußball im Speziellen scheint Gewalt mit wenigen Ausnahmen kein Thema zu sein. Gewalt geschieht meistens in einem hierarchischen Rahmen. Kann es sein, dass sie im Sport/Fußball unbeachtet ist, weil hier Gleiche unter Gleichen kämpfen?

Die Einstandsfeier ist ein wichtiger Faktor zur Integration von neuen Spielern. Hier lernt man sich besser kennen, hier soll die Kluft zwischen Eingesessenen und Hinzugekommenen abgebaut werden. Bei der Konstruktion von Männlichkeit kann man grob zwischen zwei Feldern unterscheiden: dem Fußballplatz zum einen, Aktivitäten abseits davon (zusammen das Nachtleben erkunden, Weihnachtsfeier, gemeinsamer Rodeltag, etc.) zum anderen. Die Einstandsfeier ist Zweitem zuzuordnen und kann als konzentriertes Ereignis der Männlichkeit betrachtet werden. Alte wie neue Spieler „tasten sich ab“ und wollen sich vor einander beweisen. Dies kann sich sowohl auf Trinkfestigkeit, rhetorische Schlagfertigkeit und auf das „Weiber aufreißen“ beziehen. Wer als neuer Spieler bei der Einstandsfeier fehlt, wird nur sehr schwer noch Anschluss zur Mannschaft finden.

Setzt man nun das empirische Material mit Connells Männlichkeitstypen in Verbindung, dann lassen sich drei Gruppen unterscheiden; zwei sichtbare und eine unsichtbare. Wichtigstes Kriterium für einen dominanten Typus (neben der als selbstverständlich angenommenen Heterosexualität) ist das überdurchschnittliche Leistungsvermögen. Der Führungsspieler kann hier als Prototyp gelten. An ihm richtet sich der Rest der Mannschaft auf, er ist für die entscheidenden Momente im Spiel zuständig und gibt die Marschroute vor. Der Leistungsaspekt ist zwar wichtig, bedarf aber flankierender Maßnahmen, um in der Mannschaftshierarchie einen oberen bzw. den obersten Platz einzunehmen.

Dazu gehören in einem quantitativ kleinen Rahmen Abgrenzungen zu Homosexuellen und zu Frauen. Inszenierungen nehmen dabei einen größeren Raum ein. Qua ihres Könnens und damit ihrer Bedeutung für den Erfolg der Mannschaft und des Vereins stehen Führungsspieler automatisch im Mittelpunkt des Interesses der Funktionäre, der Fans, der eigenen Mitspieler und der lokalen Medien. Gerne wird diese Aufmerksamkeit am und abseits des Fußballplatzes als Bühne benützt, um sich spielerisch ins Rampenlicht zu stellen. Ziel dabei ist es, die Bedeutung der eigenen Person zu festigen und zu erhöhen. Zu einem Führungsspieler gehört auch, dass er sich noch mehr als ein „normales“ Mannschaftsmitglied für den Erfolg der Mannschaft einsetzt; d.h. gegebenenfalls auch weit über die eigene Schmerzgrenze und die der Gegner geht.

Unter der komplizenhaften Männlichkeit ist der Großteil der Spieler zu subsumieren. Sie sind die notwendigen Bausteine, damit der Mannschaftssport Fußball funktioniert und stehen etwas im Schatten der Führungsspieler. Mit durchschnittlichen Fähigkeiten ausgestattet (immer auf das jeweilige Team bezogen), fallen gerade diese Spieler durch ein Übermaß an Abgrenzungsbedürfnis auf. Damit wollen sie sich zum einen in den Vordergrund rücken und damit gleichzeitig symbolisches Kapital akkumulieren, um Defizite aus der Leistungssäule auszugleichen. Innerhalb der Männlichkeitssäulen positionieren sich die komplizenhaften Fußballer gemäß ihren sozialen Fähigkeiten. Wenn es nicht zum Führungsspieler (aus fußballerischen Gründen oder in Ermangelung von Charisma) reicht bzw. man keiner sein will<sup>83</sup>, trachten sie danach, einen für sie akzeptablen Platz im Mannschaftsgefüge zu finden. Der eine versucht dies durch das Übernehmen von organisatorischen Aufgaben, ein anderer, wie erwähnt, durch abwertendes Verhalten gegenüber Frauen und schwulen Männern, ein anderer wiederum will sich durch ein besonders hartes Zweikampfverhalten oder durch Trinkfestigkeit hervortun.

Eine im Feld des Fußballs unsichtbare Männlichkeitsform ist die untergeordnete, der schwule Spieler. Zwar scheint sie niemals auf, aber die vorsichtige

---

<sup>83</sup> Auch das gibt es. Manche wären von ihrem Leistungsvermögen her dazu geeignet, haben aber Hemmungen bzw. eine Abneigung dagegen, ihren Mitspielern Befehle zu geben.

Annahme, nach welcher etwa vier Prozent der Männer homosexuell sind, gibt berechtigten Grund, auch im Fußball schwule Männer zu vermuten. In keiner der von mir untersuchten Mannschaften ist mir ein Fußballer bekannt, der schwul ist (was nicht heißt, dass es keinen gibt). Daher kann ich auch keine empirischen Belege für eine untergeordnete Männlichkeit angeben. In der ständigen Anrufung des „Antimännlichen“ sowie in Christians Geschichte sind Hinweise für die untergeordnete Männlichkeit zu finden. Kann zwar ein Spieler, welcher im unteren Leistungsbereich anzufinden ist, ein geachteter, beliebter und nicht als unmännlich geltender Mannschaftskamerad sein (also im breiten Spektrum der komplizierten Männlichkeit verortet), wäre dies für einen schwulen Fußballer in den allermeisten Fällen nicht möglich. Neben der Leistung ist die Heterosexualität die wichtigste Säule. Fällt Zweite weg, so legt mein empirisches Material die Vermutung nahe, dass es für den betreffenden Spieler nur sehr schwer möglich wäre, weiterhin in der Mannschaft zu bleiben. Christian konnte sich halten, weil er zum einen ein Führungsspieler war (diesen Status erarbeitete er sich bevor das Gerücht auftrat) und zum anderen es nie ein gesichertes Faktum war, dass er schwul oder bisexuell ist, da er widersprüchliche Signale aussendete. Die Annahmen einiger Interviewten, wonach ein schwuler Spieler mit verbalen Attacken zu rechnen hätte, permanente Zielscheibe von Spott und Hohn wäre, oder seine Mannschaftskollegen die Vereinsführung gar vor die Wahl „entweder er oder wir“ stellen würden, gibt Grund genug Anlass zu meiner Annahme. Der Fußball verzeiht vieles, aber einen schwulen Mann in seinen Reihen wird er nur in den allerseltensten Fällen bestenfalls erdulden.

Mit dem Typus der marginalisierten Männlichkeit stellt Connell einen Konnex zu Strukturen wie *race* oder Klasse her. Bei den zwei untersuchten Mannschaften spielen beide Kategorien keine wesentliche Rolle. Fußballvereine haben prinzipiell ein Interesse das Gemeinsame vor das Differierende zu stellen. In beinahe jeder Mannschaft (auch in den beiden untersuchten) gibt es Spieler mit Migrationshintergrund, sowie ein durchmisches Verhältnis von Angestellten, Arbeitern oder Studenten. Daher macht es wenig Sinn, sich gegenüber diesen abzugrenzen. Walter stellt gleiches fest: „Wer ‚Kanaken‘ im eigenen

Team hat, kann schlecht andere als Kanaken beschimpfen. Wer es dennoch tut, wird heute schneller von den eigenen Leuten gebremst“ (2006: 103). Das heißt nicht, dass Fußballer weniger rassistisch als der Rest der Gesellschaft sind. Das gemeinsame Ziel jedes Vereins – der sportliche Erfolg – setzt dem aber gewisse Grenzen.

Die genannten Männlichkeitsformen sind Idealtypen, welche so zur Gänze in der Realität nicht immer anzufinden sind. Im Fußballfeld selbst gibt es dabei eine Unzahl von Varianten und Schattierungen. Das Säulenmodell ist daher nicht als statisch zu betrachten, sondern soll den dynamischen und prozessualen Vorgängen im Feld Rechnung tragen. Je nach Mannschaft und Person wird einzelnen Bereichen mehr Bedeutung zukommen als anderen. Da mit dieser Arbeit, nach meinem Kenntnisstand, erstmalig eine empirische Forschung aus dem Innenleben zweier Fußballmannschaften vorliegt, können die daraus gewonnen Erkenntnisse und das damit entwickelte Säulenmodell als Orientierungsfolie für künftige Auseinandersetzungen aus dem innersten des Fußballs herangezogen und gegebenenfalls verifiziert oder falsifiziert werden. Inwieweit dieses Männlichkeitsmodell über den Fußball hinaus brauchbar ist, muss die empirische Praxis zeigen.



## 6.2 Wissenschaftlicher Ausblick

Eine Diplomarbeit setzt gewisse Grenzen (Zeitaufwand, Seitenanzahl, etc.). Im Folgenden soll ein kurzer Ausblick auf Aspekte gegeben werden, die sich erst nach Beendigung der Feldforschung als untersuchenswert herausstellten und einen neuerlichen Aufenthalt im Feld erforderlich machen würden. Andere Themen wiederum wurden zwar behandelt, würden aber eine Vertiefung verdienen.

Der empirische Teil dieser Arbeit wurde vorwiegend auf individueller Ebene diskutiert; also wie sich der einzelne Spieler aus welchem Grund verhält. Dies geschieht zwar in Hinblick auf kollektive Deutungsmuster und Normen, dem Individuum bleibt aber immer ein gewisser Handlungsspielraum. Die Analyse des Datenmaterials legt nahe, dass Fußballmannschaften auch eine kollektive Männlichkeit besitzen. Diese ist etwa in der Brandrede des Trainers von Team A zu finden, in der er die ganze Mannschaft sinngemäß als Weicheier titulierte. Die Demütigungsgesänge, welche an die gegnerische Mannschaft nach einem Sieg gerichtet sind, deuten ebenfalls darauf hin (das gesamte Team verspottet das gegnerische Kollektiv) wie das abkanzeln oder hochjubeln der ganzen Mannschaft seitens der Fans. In den drei genannten Beispielen wird von verschiedensten Seiten eine kollektive Männlichkeit angerufen. In diesem Zusammenhang wäre auch der Spielstil eines Teams zu nennen. Archetti legt dar, welche Auswirkungen das Idealbild des argentinischen Spielstils – Dribbling, individuelle Kreativität und Improvisationsfähigkeit (vgl. 2006: 315) – auf Männlichkeitskonstruktionen und -identitäten hat. „Styles of playing as a means of producing and/or reproducing identities can be seen as possibilities, as moral choices“ (1999: 172), wie es bei ihm heißt. Bromberger führt darüber hinaus an: „Stil ist also Teil einer kollektiven Vorstellungswelt, nicht so sehr der Art, wie die Menschen leben und Spieler spielen, sondern vielmehr wie es ihnen gefällt, von ihrer Lebensart und dem Spielstil ihrer Mannschaft zu erzählen“ (Bromberger 2006b: 290). Die Art und Weise ein Spiel anzulegen, ist also nicht nur eine Art Fußball zu spielen, sondern kann auch Teil eines kollek-

tiven Wertesystems sein. In einer weiterführenden Studie wäre es daher lohnenswert, der Spielstil (den man auch als Team-Habitus bezeichnen könnte) der untersuchten Mannschaften in Bezug zu internen wie externen Männlichkeitskonstruktionen zu setzen. Entscheidend dabei wäre auch eine Verbindung zum Körper der Fußballer herzustellen, da ein Spielstil bestimmte Körper erfordert und auch formt.

Seit dem *linguistic turn* (Rorty 1967) gilt es als Konsens, dass Sprache mehr als ein Abbild der Realität ist, „mit [deren] Hilfe [...] Lebenswirklichkeit geschaffen wird“ (Hansen 2003: 81). Sprache steckt den Rahmen für das überhaupt Mögliche ab. Sie ist nicht unschuldig; stellt symbolisch Gegenstände her und konstruiert Differenz. Ein Großteil unserer Sprache ist auf einer binären Logik aufgebaut, auf sogenannten Oppositionspaaren (Mann/Frau, oben/unten, Kultur/Natur, hart/weich, etc.). Diese stehen zumeist in einem hierarchischen Verhältnis zueinander (Jakobson/Waugh 1986). Im Fußball sind beliebte Paare wir/andere, Mann/Frau, heterosexuell/schwul oder neu/arriviert. Um den einzelnen Säulen neue Erkenntnisse abzugewinnen bzw. das Bild abzurunden, wären eine Analyse der hierarchischen Unterscheidung und deren Implikationen für die Praxis lohnenswert. Hilfreich dabei wäre eine Metaphernanalyse (Lakoff/Johnson 2007). Nicht umsonst spricht man von einer „Fußballsprache“. Eine Vielzahl von Neologismen und kontextuellen Wortbedeutungen sind hier zu finden. Eine Entschlüsselung der „Fußballsprache“, welche mit Metaphern übersät ist, würde auch gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Entschlüsselung des Männlichkeitscodes im Fußball bedeuten.

## 6.2 Wege zu einem Homosexuellen freundlicheren Fußball<sup>84</sup>

Fußballer, so will es uns die sichtbare Praxis zeigen, sind heterosexuell und waren schon immer heterosexuell. Ob das für immer so sein muss, darüber hege ich meine Zweifel. Kein Mensch sollte aufgrund von sexuellen Präferenzen vom Fußball ausgeschlossen werden bzw. das Gefühl vermittelt bekommen, er hätte hier keinen Platz. Außer klischeehaften Vorstellungen spricht nichts gegen eine Integration von schwulen Männern im Fußball. Eine solche Veränderung passiert aber nicht von selbst, dafür bedarf es Anstrengungen auf mehreren Ebenen – „the will to change“ (hooks 2004). Im wissenschaftlichen Ausblick ging es um eine über diese Arbeit hinausgehende wissenschaftliche Beschäftigung mit Fußball. Zum Abschluss sollen kurz Möglichkeiten zu einem weniger homophoben Fußball skizziert werden. Schwulenfeindlichkeit in dieser Sportart steht im unmittelbaren Zusammenhang zu einer auf gesamtgesellschaftlicher Ebene strukturell verankerten und kann als ein ernstes Spiel betrachtet werden, „in dem stellvertretend zentrale gesellschaftliche Themen und Konflikte ihren Ausdruck finden“ (Klein/Meuser 2008: 7). Wie Walther richtig anmerkt, „kann und soll [der Sport] nicht zur Reparaturwerkstatt für gesellschaftliche Missstände werden“ (2006: 4). Hier soll es nun aber darum gehen, welche Möglichkeiten der Fußball selbst hat. Dabei sind auch die hohen Funktionäre in die Pflicht zu nehmen. Während etwa Anti-Rassismus-Projekte in den letzten Jahren auf breiter Ebene initiiert wurden, verschließt man vor der Homophobie die Augen. „Um eine Verbesserung herbeizuführen, bedarf es nicht nur einer Intervention von AktivistInnen, sondern auch von anderen gesellschaftlich relevanten Kräften, wie SportlerInnen, PolitikerInnen, Intellektuellen und FeministInnen“ (Thaler 2005: 176). Auch und vor allem der ÖFB ist hier in die Verantwortung zu nehmen. Bislang zeichnet er sich allerdings durch

---

<sup>84</sup> Die Konzentration auf Homosexuelle soll nicht bedeuten, dass Sexismus gegenüber Frauen weniger behandlungswürdig sei. In dieser Arbeit geht es aber um Männerfußball; hier sollen Wege aufgezeigt werden, wie es homosexuellen Männern leichter gemacht werden könnte, diese Sportart auszuüben. Da es keine gemischt geschlechtlichen Teams gibt, will ich darlegen, wie der Fußball selbst aktiv gegen Homophobie vorgehen kann.

Tatenlosigkeit aus und untermauert damit eindrucksvoll die These von Schwentzer, wonach der „Kampf gegen Homophobie [...] (noch) keine Lobby hat“ (2005: 58). Selbst eine Stellungnahme, wie die des Präsidenten des Deutschen Fußballbundes (DFB), Theo Zwanziger, wonach er jeden schwulen Fußballer tatkräftig unterstützen würde<sup>85</sup>, ist vom ÖFB nicht zu vernehmen; geschweige denn das Implementieren von konkreten Projekten. Es gibt aber auch Vereine, welche nicht auf Entscheidungen von „oben“ warten, sondern selbst erste Schritte setzen. In Deutschland ist der FC St. Pauli als toleranter Club bekannt, welcher sich vehement gegen jede Form von Diskriminierungen einsetzt. Wie selbstverständlich ist mit Conny Litman ein Homosexueller Präsident des Vereins. Aber auch in Österreich sind sich zumindest zwei Vereine dieser Problematik bewusst. Der Fanclub *Freunde der Friedhofstribüne* des Wiener Sportclubs veranstaltet regelmäßig Veranstaltungen gegen Homophobie im Fußball<sup>86</sup>. In der Österreichischen Bundesliga haben mit Wacker Innsbruck und Austria Wien nur zwei Vereine Antidiskriminierungspassagen in ihren Vereinssatzungen. Nur letztere hat dabei die sexuelle Orientierung explizit angeführt<sup>87</sup>. Der ÖFB schweigt und ignoriert. Dabei könnte gerade er auf mehreren Ebenen, mikro- wie makrosozial, Wirksames leisten.

Wie die vorliegende Arbeit gezeigt hat, ist Männlichkeit von eminenter Bedeutung für das Denken und Handeln der Akteure im Feld. Hier muss man u.a. ansetzen, um der im Fußball grassierenden Schwulenfeindlichkeit das Wasser

---

<sup>85</sup> <http://www.gayboy.at/news/12474>, Zugriff am 26. Juni 2008

Zwanziger ist 2008 zusammen mit der Sportwissenschaftlerin Tanja Walther und dem deutschen Nationalspieler Philip Lahm („Wenn ein Spieler schwul ist, ist er trotzdem mein Mannschaftskollege, und für mich würde sich im Umgang mit ihm nichts ändern.“) mit dem Tolerantia-Preis ausgezeichnet worden, welcher an „herausragende“ Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus Deutschland, Frankreich und Polen verliehen wird. Begründet wurde die gemeinsame Auszeichnung mit des „besonderen und herausragenden Einsatz[es] gegen Intoleranz und Homophobie im Breitensport, hier insbesondere im Fußballsport“. Für die getätigten Aussagen von Zwanziger und Lahm gebührt ihnen Respekt. Wenn aber allein schon eine Unterstützungserklärung (Zwanziger) bzw. ein Nichtdiskriminierungsvorhaben (Lahm) einen „besonderen und herausragenden Einsatz“ bedeuten, dann gibt dies zugleich auch Aufschluss auf die Norm- und Wertvorstellungen im Fußball allgemein (vgl. <http://www.lesbian.or.at/news/1213954534>, Zugriff am 26. Juni 2008).

<sup>86</sup> <http://www.friedhofstribuene.at/fht/index.jsp?rubrik=11&id=77>, Zugriff am 26. Juni 2008

<sup>87</sup> <http://wien.gruene.at/andersrum/artikel/lesen/10240/>, Zugriff am 26. Juni 2008:

abzugraben; damit homosexuelle Männer nicht automatisch an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie geraten (vgl. Connell 2006: 99). Dabei ist bereits im Nachwuchsbereich zu beginnen. Für den Sportwissenschaftler Nils Neuber ist Sport für die männliche Identitätsentwicklung von großer Bedeutung (vgl. 2006: 125-138). Wie bereits erwähnt, spielt jeder dritte männliche Jugendliche in Österreich Fußball. Heranwachsende Jungen leiden sowohl unter einem „Zwang zur Männlichkeit“, wie sie Nutznießer der patriarchalen Dividende sind (vgl. ebd.: 126). Weiter heißt es, „gerade in rigiden, hegemonial organisierten Settings besteht die Gefahr einer unreflektierten Tradierung herkömmlicher Männlichkeitsbilder“ (ebd.: 135). Um dieser zu entgegen bedarf es der Einbindung und Schulung der Trainer, welche zentral im Sozialisationsprozess von männlichen Fußball spielenden Jugendlichen sind. Der ÖFB könnte hier in seiner TrainerInnenausbildung ansetzen. Trainer<sup>88</sup> sind nicht nur Übungsleiter, sie sind Vorbilder und Ratgeber. Auf dem Platz sind sie die maßgebende Autoritätsperson und geben vor, welches Verhalten passend und unpassend ist. Neben taktischen, fitnesstechnischen und gesundheitlichen Aspekten wäre in einem Ethik-Unterricht auf Themen wie Rassismus, Sexismus und eben Homophobie einzugehen. Um jugendlichen Fußballern mehr Spielraum im Umgang mit ihrer Männlichkeit zu geben, wäre das *Variablenmodell* von Winter und Neubauer (2001) als sinnvolle Hilfestellung anzubieten. Sie plädieren dafür, die unterschiedlichen Fähigkeiten der Jugendlichen in den Mittelpunkt zu rücken und lehnen eine defizitbezogene Herangehensweise ab. Männlichkeit wird komplementär verstanden, die

„aktive, leistungsbezogene, als auch passive reflexive Aspekte integriert. [...] Bezogen auf den Sport bedeutet das zunächst, dass die Bedürfnisse von Jungen und Männern – auch nach Wettkampf und Erfolg – akzeptiert werden. Vielmehr werden die komplexen, teilweise auch widersprüchlichen *Identifikationsmöglichkeiten des Sports* [Herv. d. Verf.], wie Erfolg und Misserfolg, Disziplin und Härte oder Freundschaft und Hierarchie, aufgegriffen und in ihrem ambivalenten Zusammenhang erfahrbar gemacht“. (Neuber 2006: 135)

---

<sup>88</sup> Bei Jungen- und Männerteams sind die Trainer immer Männer.

Das Variablenmodell setzt nicht bei den gesellschaftlichen Strukturen an, sondern bei den Jungen selbst. Trainer könnten ihren jungen Schützlingen Möglichkeiten für den Umgang mit Homosexualität und Homosexuellen anbieten. Sie könnten zeigen, dass es auch männlich sein kann, Zivilcourage zu zeigen oder dass die Diffamierung von Schwulen kein notwendiger Bestandteil von Männlichkeit (im Fußball) sein muss. Trainer könnten einen wichtigen Schritt setzen, indem sie das Wort *schwul* aus ihrem Repertoire pejorativer Bezeichnungen streichen würden.

1997 wurde *Fair Play: Viele Farben. Ein Spiel.* in Wien gegründet. Der Initiator und Ethnologe Kurt Wachter, wollte sich nicht damit abfinden, dass im öffentlichen Raum Fußball Rassismus toleriert wird. Ausgehend von diesem Projekt entstand das internationale Projekt *Football Against Racism in Europe (FARE)*. Von der UEFA unterstützt, findet nun jährlich im Oktober als Höhepunkt der Initiative die europaweite *FARE Aktionswoche gegen Rassismus im Fußball* statt. Für die Politologin und Mitarbeiterin von FARE, Heidi Thaler, sind die Probleme, mit welchen die GründerInnen von Fair Play damals zu kämpfen hatten, denjenigen ähnlich, mit welchen Menschen konfrontiert sind, die sich heute gegen Sexismus und Homophobie einsetzen (vgl. Thaler 2005: 172). Basierend auf den Erfahrungen der Anti-Rassismus-Arbeit sowie des Workshops „How to challenge different forms of discrimination: sexism and homophobia“ einer FARE Konferenz, schlägt Thaler einen schlüssigen 5-Punkte-Plan zur Bekämpfung von Sexismus und Homophobie vor (vgl. ebd. 177-178). Dieser bezieht sich auf Amateurfußball gleichermaßen wie auf die Profis und schließt ZuseherInnen wie SpielerInnen mit ein.

Zuerst sollte Sexismus und Homophobie als Problem benannt und als Thema etabliert werden. Zudem wird an das Verantwortungsbewusstsein eines/einer jeden Einzelnen appelliert. Sie streicht heraus, dass Sexismus nicht nur eine Sache der Frauen und Homophobie eine von Schwulen und Lesben ist. Viele Leute gehen etwa am Wochenende nicht mehr ins Stadion, weil menschenverachtende Kommentare sie davon abschrecken. Es ist also nicht nur ein Problem der AdressatInnen von Beschimpfungen, sondern es betrifft viele; daher

muss solidarisch dagegen vorgegangen werden. Darüber hinaus ist ein Fokus in der alltäglichen Arbeit zu setzen. Dazu gehört die Förderung und Unterstützung von Frauenfußball, um die Mannschaften zu stärken und damit den Respekt vor den kickenden Frauen zu verbessern. In weiterer Folge wären dem Abbau von Homophobie homosexuelle Role Models zuträglich. Die Aufgabe aller AkteurInnen im Fußballfeld sollte es sein, diesen die nötige Unterstützung zu geben. Wichtig sei es auch, positive Beispiele von existierenden Projekten hervorzuheben und in der Öffentlichkeit wirksam zu präsentieren. Sexistische und homophobe Diskriminierungen sind alltäglich im Fußball anzutreffen und werden in der Regel ohne jedes Gegenkommentar akzeptiert. Die Otto Barics und Frank Rosts dieser Fußballwelt wird es immer geben. Der 5-Punkte-Plan macht sich aber dafür stark, auch die anderen Stimmen hörbar zu machen. Denn Schweigen bedeutet *hier* Zustimmung und ist keine Lösung<sup>89</sup>.

Die Unterstützungserklärungen von Theo Zwanziger oder eben FARE für einen geouteten Spieler sind begrüßenswert. Heidel merkt jedoch an, nicht nur Traditionen des Fußballs kritisch zu hinterfragen, sondern auch die schwule Praxis des Coming-outs, da sie die Differenz des Entweder-Oder von Hetero- und Homosexualität stabilisieren würde. Stattdessen spricht er sich für eine neue Form der Solidarität aus, wie sie in Ansätzen schon in Teilen der Fankultur bestand hat. Eine Mannschaft könnte sich dann etwa als Homosexuellen freundlich „outen“. Diese Solidaritätsbekundung würde es ermöglichen, dass

„Kollektivität nicht gegen Individualität ausgespielt wird; ein Freundschaftsfaktor, der dann im Gegensatz zum alten Homogenitätsdenken zugunsten von Differenzen aktivierbar wäre [...] [und] Entscheidungen über Lebensweise und öffentliche Selbstinszenierung tatsächlich ‚jedem selbst überlassen‘ wären, ohne dass

---

<sup>89</sup> Das Wort *hier* ist bewusst gewählt und soll auf die kontextuelle Möglichkeit von Widerstand hindeuten. In der Ethnologie gab es im Zusammenhang mit der Unterdrückung der Frauen durch die Männer in der Baruya-Gesellschaft eine Debatte, inwieweit man hier von Zustimmung sprechen kann (Godelier 1982, Mathieu 1995, Langheiter 1989). Meines Erachtens sind jedoch die Druckmechanismen im Fußball nicht so stark ausgeprägt, dass sie ein widerständiges Verhalten, vor allem auch der heterosexuellen Männer, unmöglich machen würden.

auch eventuell unliebsame Konsequenzen schlicht ihm überlassen blieben.“  
(2005: 112)

Connell fragt sich: „Wie erfassen wir die Härte, die man braucht, um der Norm der Härte zu widerstehen, oder den Heroismus, der nötig ist, um sich als schwul zu bekennen?“ (2006: 90). Die angesprochenen Veränderungsvorschläge sollten dahingehend wirken, dass ein Fußballer diese heroische Härte erst gar nicht aufbringen muss und seine sexuelle Präferenz für seine Mannschaft und das Umfeld schlichtweg keine Rolle spielt. Denn das tut sie für das Fußballspiel selbst auch nicht.



# Bibliographie

## Literatur

### **Archetti, Eduardo P.**

1996 Playing Styles and Masculine Virtues in Argentine Football. In: Marit Melhuus and Kristi Anne Stelen (eds.), *Machos, Mistresses, Madonnas. Contesting the Power of Latin American Gender Imagery*; pp. 34-55. London

—  
1997 The Moralities of Argentinian Football. In: Signe Howel (ed.), *The Ethnography of Moralities*; pp. 98-123. London

—  
1999 *Masculinities. Football, Polo and the Tango in Argentina*. Oxford

—  
2006 Fußball und Nation in Argentinien: "Kreolischer" Stil und der "goldene Junge" Maradona. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*; pp. 314-327. Frankfurt

### **Barthes, Roland**

2005 Was ist Spoort? Der Spoort und die Männer. Die Welt, in der man catcht. Die Tour de France als Epos. Berlin

### **Becker, Peter**

1990 Fußballfans: Vormoderne Reservate zum Erwerb und zur Verteidigung männlicher Macht und Ehre. In: Gisela Welck and Karin Völger (eds.), *Männerbände – Männerbünde: Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*; pp. 149-156. Köln

### **Bell, Cathrine**

1997 *Ritual: Perspectives and Dimensions*. New York

### **Belliger, Andréa/Krieger, David J.**

2006a Einführung. In: Andréa Belliger and David J. Krieger (eds.), *Ritualtheorien*. Ein einführendes Handbuch; pp. 7-34. Wiesbaden

— (ed.)

2006b *Ritualtheorien*. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden

### **Bereswill, Mechthild**

2007 Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Mechthild Bereswill, Michael Meuser and Sylka Scholz (eds.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*; pp. 101-118. Münster

### **Bortz, Jürgen/Döring, Nicola**

2002 *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Heidelberg

### **Bourdieu, Pierre**

1979 Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt am Main

—  
1982 *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main

—  
1986 Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: Gerd Hortleder and Gunter Gebauer (eds.), *Sport - Eros - Tod*; pp. 91-112. Frankfurt am Main

—  
1987 *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main

—  
1992 *Rede und Antwort*. Frankfurt am Main

—  
1996 *Rexlexive Anthropologie*. Frankfurt am Main

—  
1997 Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling and Beate Kraus (eds.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis; pp. 153-217. Frankfurt am Main

—  
2005 Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main

**Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude**

1971 Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart

**Brändle, Fabian/Koller, Christian**

2002 Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich

**Brockhaus**

1989 Homosexualität [griech., lat.], Homophilie, Homoerotik, Sexualinversion. In: Brockhaus (ed.), Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Neunzehnte, völlig neu bearbeitete Auflage. Zehnter Band; pp. 219-221. Mannheim

**Bromberger, Christian**

1995 Le match de football. Ethnologie d`une passion partisane à Marseille, Naples et Turin. Paris

—  
2006a Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 41-52. Frankfurt

—  
2006b Fußball als Weltsicht und Ritual. In: Andréa Belliger and David J. Krieger (eds.), Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch; pp. 283-299. Wiesbaden

**Brüggemeier, Franz-Josef**

2002 Neue Formen der Männlichkeit um die Jahrhundertwende. Überlegungen am Beispiel des Fußballsportes in Deutschland. Zugriff am 25. Juni 2008:  
<http://www.ruendal.de/aim/pdfs02/brueggemeier.pdf>

**Butler, Judith**

2003 Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main

—  
2006 Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main

**Connell, Raewyn W./Messerschmidt, James W.**

2005 Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. *Gender & Society* 19 (6): 829-859.

**Connell, Robert W.**

1987 Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Stanford

—  
2006 Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden

**Cornwall, Andrea/Lindisfarne, Nancy**

1994a Dislocating masculinity. Gender, power and anthropology. In: Andrea Cornwall and Nancy Lindisfarne (eds.), Dislocating masculinity. Comparative Ethnographies; pp. 11-47. London

—  
1994b Introduction. In: Andrea Cornwall and Nancy Lindisfarne (eds.), Dislocating Masculinity. Comparative Ethnographies; pp. 1-10. London

**Dembowski, Gerd**

2002 Von Schwabenschwuchteln und nackten Schalkern. Schwulenfeindlichkeit im Fußballmilieu. In: Gerd Dembowski and Jürgen Scheidle (eds.), Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fußball; pp. 140-146. Köln

**Dewalt, Billie R./Dewalt, Kathleen M.**

2000 Participant Observation. In: Bernhard H. Russel (ed.), Handbook of Methods in Cultural Anthropology; pp. 259-299. Walnut Creek

**Diketmüller, Rosa**

2006 Frauenfußball - Ein Paradigmenwechsel. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 347-365. Frankfurt

**Douglas, Mary**

- 1985 Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigungen und Tabu. Berlin
- 
- 2004 Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt am Main
- Dunning, Eric**
- 2003 Sport als Männerdomäne. Anmerkungen zu den sozialen Quellen männlicher Identität und deren Transformationen. In: Norbert Elias and Eric Dunning (eds.), Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation; pp. 473-502. Baden-Baden
- Durkheim, Émile**
- 1981 Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt am Main
- Eriksen, Thomas Hylland**
- 2001 Small Places, Large Issues. An Introduction to Social and Cultural Anthropology. London
- 
- 2004 What is Anthropology? London
- Felderer, Bernhard/Grozea-Helmenstein, Daniela/Helmenstein, Christian/Kleissner, Anna/Schnabl, Alexander/Treitler, Roland**
- 2005 Fußball in Österreich. Zugriff am 5. April 2008:  
[http://www.oefb.at/uploads/elements/3040\\_file1.pdf](http://www.oefb.at/uploads/elements/3040_file1.pdf)
- Fillitz, Thomas** (ed.)
- 2002 Interkulturelles Lernen. Zwischen institutionellen Rahmen, schulischer Praxis und gesellschaftlichem Kommunikationsprinzip. Innsbruck
- Fischer, Hans**
- 2002 Einleitung: Über Feldforschungen. In: Hans Fischer (ed.), Feldforschungen. Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung; pp. 9-24. Berlin
- Flick, Uwe**
- 2002 Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg
- Flood, Michael**
- 2002 Between Men and Masculinity: An assessment of the term "masculinity" in recent scholarship on men. In: Vivienne Muller and Sharyn Pearce (eds.), Manning the Next Millennium: Studies in Masculinities; pp. 203-213. Bentley
- Forrest, David**
- 1994 'We're here, we're queer, and we're not going shopping': changing gay male identities in contemporary Britain. In: Andrea Cornwall and Nancy Lindisfarne (eds.), Dislocating Masculinity. Comparative Ethnographies; pp. 97-110. London
- Foucault, Michel**
- 1977 Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. 14. durchgesehene und korrigierte Auflage. Frankfurt am Main
- Freud, Sigmund**
- 2007 Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Frankfurt
- Frevert, Ute**
- 2003 Männer in Uniform. Habitus und Signalzeichen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Claudia Benthien and Inge Stephan (eds.), Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart; pp. 277-295. Köln
- Geertz, Clifford**
- 1983 Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main
- Gennep, Arnold van**
- 2005 Übergangsriten (Les rites de passage). 3., erweiterte Auflage. Frankfurt
- Gingrich, Andre**
- 1999 Erkundungen. Themen der ethnologischen Forschung. Wien
- 
- 2006a Ritual und Geschlecht: kultur- und sozialanthropologische Einsichten zu einem Wechselverhältnis. In: Birgit Sauer and Eva-Maria Knoll (eds.), Ritualisierungen von Geschlecht; pp. 25-43. Wien
- Gingrich, Andre/Banks, Markus** (ed.)

- 2006b Neo-nationalism in Europe and Beyond. Perspectives from Social Anthropology. New York
- Godelier, Maurice**  
1982 Die Produktion der großen Männer. Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea. Frankfurt am Main
- Hansen, Klaus P.**  
2003 Kultur und Kulturwissenschaft. 3., durchgesehene Auflage. Tübingen
- Hauser-Schäublin, Brigitta**  
2003 Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (ed.), Methoden und Techniken der Feldforschung; pp. 33-54
- Hegel, Antje/Selmer, Nicole/Sülzle, Almut** (ed.)  
2005 gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt am Main
- Höglinger, Monika**  
2003 Verschleierte Lebenswelten. Zur Bedeutung des Kopftuchs für muslimische Frauen. Ethnologische Studie. Wien
- hooks, bell**  
2004 The Will to Change. Men, Masculinity, and Love. New York
- Horak, Roman**  
2006 Männerort Stadion. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 113-122. Frankfurt
- Husmann, Rolf**  
2002 Die Regatta von Malta. In: Rolf Husmann and Gundolf Krüger (eds.), Ethnologie und Sport. Beiträge einer Tagung; pp. 61-78. Frankfurt am Main
- Illius, Bruno**  
2003 Feldforschung. In: Bettina Beer and Hans Fischer (eds.), Ethnologie. Einführung und Überblick; pp. 73-98. Berlin
- Jakobson, Roman/Waugh, Linda R.**  
1986 Die Lautgestalt der Sprache. Berlin
- Klein, Gabriele/Meuser, Michael**  
2008 Fußball, Politik, Vergemeinschaftung. Zur Einführung. In: Gabriele Klein and Michael Meuser (eds.), Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs; pp. 7-16. Bielefeld
- Knoll, Eva-Maria/Sauer, Birgit**  
2006 Einleitung: Ritual, Ritualisierung und Geschlecht. In: Birgit Sauer and Eva-Maria Knoll (eds.), Ritualisierungen von Geschlecht; pp. 9-24. Wien
- Kraß, Andreas**  
2007 Der heternormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren. In: Mechthild Bereswill, Michael Meuser and Sylka Scholz (eds.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit; pp. 136-151. Münster
- Kreisky, Eva**  
2006a Ermattete Staatskörper und (re-)vitalisierte Körpermärkte. Vergeschlechtlichte Körperrituale im Neoliberalismus. In: Birgit Sauer and Eva-Maria Knoll (eds.), Ritualisierungen von Geschlecht; pp. 223-242. Wien
- 2006b Fußball als männliche Weltsicht - Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 21-40. Frankfurt
- Kreisky, Eva/Spitaler, Georg** (ed.)  
2006c Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht. Frankfurt
- Kuper, Simon**  
1996 Football Against the Enemy. London
- Lakoff, George/Johnson, Mark**  
2007 Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg
- Lamnek, Siegfried**  
2005 Qualitative Sozialforschung. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim
- Langheiter, Eva**

1989 Hinnehmen-mitmachen-zustimmen? Anmerkungen zu Maurice Godeliers Hypothese von der Zustimmung der Unterdrückten zu ihrer Unterdrückung. In: ARBEITSGRUPPE ETHNOLOGIE WIEN (ed.), Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften; pp. 137-171. Frankfurt am Main

**Laqueur, Thomas**

1992 Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main

**Legewie, Heiner**

1994 Globalauswertung. In: Andreas/Mengel Böhm, Andreas/Muhr, Thomas (ed.), Texte verstehen: Konzepte, Methoden, Werkzeuge; pp. 100-114. Konstanz

**Lorber, Judith**

1999 Gender Paradoxien. Opladen

**Markovits, Andrei S.**

2006 Fußball in den USA als prominenter Ort der Feminisierung: Ein weiterer Aspekt des 'amerikanischen Sonderwegs'. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Sport und Geschlecht; pp. 255-276. Frankfurt

**Markovits, Andrei S./Hellerman, Steven L.**

2002 Im Abseits. Fußball in der amerikanischen Sportkultur. Hamburg

**Marschik, Matthias**

2003 Frauenfußball und Maskulinität. Geschichte - Gegenwart - Perspektiven. Münster

—

2005 Massen Mentalitäten Männlichkeit. Fußballkulturen in Wien. Wien

**Mathieu, Nicole-Claude**

1995 Nachgeben ist nicht Zustimmung. Ethnologische Überlegungen zum Geschlechterverhältnis. Wien

**Mayring, Philipp**

2002 Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim

**Messner, Michael A.**

2007 Out of Play. Critical Essays on Gender and Sport. New York

**Meuser, Michael**

2006a Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster (2., überarbeitete und aktualisierte Auflage). Wiesbaden

—

2006b Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In: Helga Bilden and Bettina Dausien (eds.), Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte; pp. 163-178. Opladen

—

2007 Männerkörper. Diskursive Aneignungen und habitualisierte Praxis. In: Mechthild Bereswill, Michael Meuser and Sylka Scholz (eds.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit; pp. 152-168. Münster

—

2008 It's a Men's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. In: Gabriele Kleine and Michael Meuser (eds.), Ernste Spiele: Zur politischen Soziologie des Fußballs; pp. 134-113. Bielefeld

**Meuser, Michael/Scholz, Sylka**

2005 Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffserklärung aus soziologischer Perspektive. In: Martin Dinges (ed.), Männer - Macht - Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute; pp. 211-228. Frankfurt am Main

**Neuber, Nils**

2006 Männliche Identitätsentwicklung im Sport. In: Ilse Hartmann-Tews and Bettina Rulofs (eds.), Handbuch Sport und Geschlecht; pp. 125-138. Schorndorf

**Pilz, Gunter A.**

1999 Fairneß und ihr Verständnis im sportlichen Wettkampf: Die Moral des "fairen Fouls". Zugriff am 4. April 2008: [http://www.wm2006-hessen.de/info/downloads/pilz\\_fairness\\_sportl\\_wettkampf.pdf](http://www.wm2006-hessen.de/info/downloads/pilz_fairness_sportl_wettkampf.pdf)

**Pinter, Markus/Spitaler, Georg**

2006 Politik und Antipolitik - Anmerkungen zum Verhältnis von politischem Feld, Männlichkeit und Fußball. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*; pp. 157-172. Frankfurt

**Rallis, Sharon F./Rossman, Gretchen B.**

1998 *Learning in the Field. An Introduction to Qualitative Research*

**Rao, Aparna**

2002 Einige Bemerkungen zur "Feldforschung in der Heimat". In: Hans Fischer (ed.), *Feldforschungen. Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung*; pp. 251-265

**Rorty, Richard (ed.)**

1967 *The Linguistic Turn : Recent Essays in Philosophical Method*. Chicago

**Rulofs, Bettina**

2006 Gewalt im Sport aus der Perspektive der Geschlechterforschung. In: Ilse Hartmann-Tews and Bettina Rulofs (eds.); pp. 150-162. Schorndorf

**Sauer, Birgit/Knoll, Eva-Maria (ed.)**

2006 *Ritualisierungen von Geschlecht*. Wien

**Schneider, Klaus**

2002 Materialsammlung zur Definition von Spiel und Sport an einigen Beispielen der klassischen Spieltheorien und der Sportwissenschaft. In: Rolf/Krüger Husmann, Gundolf (ed.), *Ethnologie und Sport. Beiträge einer Tagung*; pp. 1-24. Frankfurt am Main

**Scholz, Sylka**

2004 *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*. Münster

**Schwenzer, Victoria**

2005 Samstags im Reservat. Anmerkungen zum Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Homophobie im Fußballstadion. In: Antje Hagel, Nicole Selmer and Almut Sülzle (eds.), *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*; pp. 57-68. Frankfurt

**Sedgwick, Eve**

1993 *Between Men. English Literatur and Male Homosocial Desire*. New York

**Sieder, Reinhard**

2001 *Erzählungen analysieren - Analyse erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung*. In: Karl R. Wernhart and Werner Zips (eds.), *Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung*; pp. 145-172. Wien

**Söll, Änne/Weltzien, Friedrich**

2003 Spider-Mans Heldenmaske. Kampf um Männlichkeit im Superhelden-Genre. In: Claudia Benthien and Inge Stephan (eds.); pp. 296-315. Köln

**Spitaler, Georg**

2006a *Fernsehfußball als maskulines Melodrama*. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*; pp. 140-154. Frankfurt

—

2006b *Lads vs. Metrosexuals - Fußball als maskulines Melodrama am Beispiel des Fowler-Le-Saux-Zwischenfalls*. In: Birgit Sauer and Eva-Maria Knoll (eds.), *Ritualisierungen von Geschlecht*; pp. 163-180. Wien

**Spöhring, Walter**

1995 *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart

**Sülzle, Almut**

2005 *Fußball als Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion*. In: Antje Hagel, Nicole Selmer and Almut Sülzle (eds.), *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*; pp. 37-52. Frankfurt am Main

—

2007 *Titten unterwegs. Weibliche Fankulturen im Männerfußball*. *Bulletin 33 Texte, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien*: 54-64.

**Thaler, Heidi**

2005 WE WANT YOU! Campaigning against sexism in football? Der Versuch eines praxisbezogenen Leitfadens. In: Antje Hagel, Nicole Selmer and Almut Sülzle (eds.), gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht; pp. 171-179. Frankfurt

**Theweleit, Klaus**

2006 Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell. 1. erweiterte und überarbeitete Auflage. Köln

**Turner, Victor**

2005 Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt

**Walter, Klaus**

2006 The Making of Männlichkeit in der Kabine. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 99-112. Frankfurt

**Walther, Tanja**

2006 Kick it Out – Homophobie im Fußball. Zugriff am 22. Juni 2008:

<http://www.lesbensport.org/Formulare/homophobieimfussball.doc>

**Williams, John**

2006 Die kulturelle Produktion von Männlichkeiten im englischen und europäischen Profifußball - Ein aktueller Überblick. In: Eva Kreisky and Georg Spitaler (eds.), Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht; pp. 197-217. Frankfurt

**Winter, Reinhard/Neubauer, Gunter**

2001 Dies und Das! Das Variablenmodell "balanciertes Junge- und Mannsein" als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen

**Wolcott, Harry F.**

2005 The Art of Fieldwork. Walnut Creek

## Online Zeitungsartikel

**Bogena, Kai Niels**

„Drei homosexuelle Profis sind mir bekannt.“ Zugriff am 15. Juni 2008:

[http://www.welt.de/sport/article1350213/Drei\\_homosexuelle\\_Profis\\_sind\\_mir\\_bekannt.htm](http://www.welt.de/sport/article1350213/Drei_homosexuelle_Profis_sind_mir_bekannt.htm)  
l. In: Welt Online, 11. November 2007

**Germann, Carsten**

Das Geheimnis des Heinz Bonn. Zugriff am 15. Juni 2008:

[http://www.ballesterer.at/index.php?art\\_id=528](http://www.ballesterer.at/index.php?art_id=528). In: ballesterer, 09. Mai 2008

**Kraft, Stefan/Krennhuber, Reinhart**

Wissen tun es alle. Zugriff am 15. Juni 2008: [http://www.ballesterer.at/index.php?art\\_id=526](http://www.ballesterer.at/index.php?art_id=526).  
In: ballesterer, 09. Mai 2008

**Landerl, Peter**

Nur ein Spiel für echte Männer? Zugriff am 15. Juni 2008:

<http://www.wienerzeitung.at/DesktopDefault.aspx?TabID=3946&Alias=wzo&cob=234270>.  
In: Wiener Zeitung, 03. Juni 2006

**Osterhaus, Stefan**

Alpay Özalan – in der Bundesliga Täter und Opfer zugleich. Zugriff am 4. April 2008:

<http://www.nzz.ch/2005/12/06/sp/articleDDXG3.html>. In: Neue Züricher Zeitung, 06. Dezember 2005

**Randjbar, Jaschar**

Männlichkeit und Homophobie im Mannschaftssport. Zugriff am 15. Juni 2008:

<http://www.contextxxi.at/context/content/view/439/125/>. In: Magazin zur Alpenbegridung, 2-3/2006

**Völker, Markus**

Duschen mit dem Arsch zur Wand. Zugriff am 15. Juni 2008:

<http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2002/12/14/a0246>. In: die tageszeitung, 14. Dezember 2002

**Weinreich, Jens**

Sündenbock. Zugriff am 4. April 2008: <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2002/0605/sport/0065/index.html>. In: Berliner Zeitung, 05. Juni 2008

## **Websites**

### **Freunde der Friedhofstribüne**

„Die Fans vom anderen Ufer.“ Zugriff am 26. Juni 2008:

<http://www.friedhofstribuene.at/fht/index.jsp?rubrik=11&id=77>. 23. Mai 2006

### **gayboy.at**

DFB-Chef will schwulen Fußballern helfen. Zugriff am 26. Juni 2008:

<http://www.gayboy.at/news/12474>. 21. Dezember 2007

### **Die Grünen Wien**

Kicken ohne Homophobie. Zugriff am 26. Juni 2008:

<http://wien.gruene.at/andersrum/artikel/lesen/10240/>. 11. Oktober 2006 Zugriff

### **Jörg Bennewitz**

Sprüche. Zugriff am 04. April 2008: [http://www.joerg-](http://www.joerg-bennewitz.de/Seiten/spruechespieler.html)

[bennewitz.de/Seiten/spruechespieler.html](http://www.joerg-bennewitz.de/Seiten/spruechespieler.html)

### **Österreichischer Rundfunk Oberösterreich**

2008 Wirtschaft hofft auf die Fußball-EM. Zugriff am 9. März 2008:

<http://ooe.orf.at/stories/259912>. 27. Februar 2008

### **rainbow.at**

Tolerantia-Preis für Theo Zwanziger und Philipp Lahm. Zugriff am 26. Juni 2008:

<http://www.lesbian.or.at/news/1213954534>. 20. Juni 2008

### **Wikipedia**

Alpay Özalan. Zugriff am 04. April 2008: [http://de.wikipedia.org/wiki/Alpay\\_%C3%96zalan](http://de.wikipedia.org/wiki/Alpay_%C3%96zalan)

### **WorldcupWiki**

Homosexualität im Fußball. Zugriff am 24. Juni 2008:

[http://de.worldcupwiki.org/index.php/Homosexualit%C3%A4t\\_im\\_Fu%C3%9Fball](http://de.worldcupwiki.org/index.php/Homosexualit%C3%A4t_im_Fu%C3%9Fball). 19. Februar 2008



## Lebenslauf

STEFAN PHILIPP HEIßENBERGER

stefanhb@gmx.at

geboren am 31. Juli 1982

### *Ausbildung*

1996 bis 2002 Handelsakademie Innsbruck

2002 bis 2003 Studium der Europäischen Ethnologie in Innsbruck

2003 bis 2008 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien

Schwerpunkte: Gender Studies und Entwicklungszusammenarbeit

Freie Wahlfächer v.a. aus Politikwissenschaft, Geschichte und Spanisch

seit 2007 Studium der Gender Studies in Wien

## Abstract

In der vorliegenden Arbeit wird Männlichkeit aus der Innenperspektive von zwei Amateur-Fußballmannschaften in Österreich untersucht. Teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews wurden als Methoden verwendet. Den theoretischen Rahmen bilden dabei die Männlichkeitskonzepte der SoziologInnen Raewyn Connell, Pierre Bourdieu und Michael Meuser.

Als empirisches Ergebnis liegt nun ein Männlichkeitsmodell im Fußball vor, welches sich auf fünf Säulen stützt: Leistung, Heterosexualität, Abgrenzung, Inszenierung und Entgrenzung. In welcher Weise die jeweiligen Punkte ausgestaltet sind, ist abhängig von der Person, kollektiven Druckmechanismen und in abgeschwächter Form von der Position, auf welcher der Fußballer spielt. Männlichkeitskonstruktionen vollziehen sich auf zwei Ebenen: unter Männern (Fußballer, Trainer, Zuseher) und zwischen Männern (Fußballer) und Frauen (Partnerinnen, Zuseherinnen, Masseurinnen). Weiters lassen sich Hinweise auf eine kollektive Mannschaftsmännlichkeit finden. Bier spielt in vielen Bereichen (v.a. bei Inszenierung und Entgrenzung) eine nicht unwesentliche Rolle.

Um neue Spieler in die Mannschaft zu integrieren, vollzieht eine Mannschaft mit der *Einstandsfeier* ein Ritual, welches auch einen Rahmen zur Inszenierung von Männlichkeit bietet. Abschließend werden Wege zu einem Homosexuellen freundlicheren Fußball vorgeschlagen.